



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Georg Bangs Liebe.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Auf dem kleinen Hügel, der das Grab bedeckte, darin Hans Gerold, der liebe, frische Bub, den ewigen Schlummer schlief, blühten die Asten und helle herbstliche Rosen. Gras hatte nicht mehr wachsen wollen auf der frisch geschaukelten, tiefbraunen Erde. Nur hier und da sah ein dünnes Halmchen zage und schüchtern hervor, und es blieb unscheinbar und welkte ab, als ginge es zugrunde vor Furcht ob seiner Einsamkeit. So sah man gleich, daß es ein frisches Grab war, das hier lag, wenn auch die Asten und die Rosen blühten. Die hellen Blumen, die, von Menschenhand gepflanzt, hier prangten — die taten's nicht; noch hatte die Natur die Wunde, die ihr dieses kleine Grab gerissen, nicht vernarben können.

Zweimal war Georg Bang nun schon hier auf dem Zentralfriedhof gewesen, am Grabe seines Freundes. Das erste mal damals, mit der ganzen Klasse, als der Sarg an den Tragbändern hinuntergeseht wurde in die Tiefe, und als die Knaben alle unter der Führung ihres Lehrers dann vorüber schritten an der schmalen Grube und jeder eine Hand voll Erde hinunterfallen ließ. Wie ein Traumbild, seltsam deutlich, und doch, als wäre sie nicht Wirklichkeit, stand die Erinnerung an jene Stunde vor Georgs Seele. Er glaubte noch den Ton zu hören, der von den Blättern all der Kränze aufwärts raschelte, als sich die braune Erde deckend über sie hernieder goß. Er sah noch all die Kameraden aus der Schule, die sich mit ernstesten wichtigen Gesichtern vorwärts schoben, und den Lehrer, dessen Augen prüfend und streng überwachten, daß alles in der rechten Ordnung sich erfülle. Schärfer als alles andere aber sah Georg Bang eine gebeugte, ganz gebrochene Gestalt. Bewegungslos stand Heinrich Gerold, und starr, wie leblos hingen seine heiß entzündeten Augen an seines Bubens Grab, bis der kleine Sarg und bis die Kränze immer mehr verschüttet wurden von den Schollen und bis sie endlich unter ihnen ganz verschwanden.

Und dann das andere Mal.

Ein Sonntag vormittag war es, mild trotz des Herbstes, ein Tag wie jene, an denen Heinrich Gerold mit seinen Kindern und mit Georg so gern hinausgezogen war ins Freie. Heute saß Georg still bei seinen Schulaufgaben — die sollten vor dem Kirchgang noch beendet werden — vielleicht, daß seine Mutter dann nachmittags mit ihm ein wenig in den Stadtpark oder den Schwarzenbergpark ging.

Da schellte es draußen. Georg fuhr auf und mußte plötzlich an Hans denken. Um diese Zeit hatte der ihn meist ab-

geholt. Er hörte seiner Mutter Schritte aus der Küche kommen und hörte, wie sie öffnete und redete. Und neben ihrer Stimme war da eine andere, die er erkannte. Ihm schlug das Herz, daß er das Pochen fühlte: mit vorgestrecktem Kopf, die Feder noch in den Händen, hielt er still und lauschte, ob es denn wirklich möglich wäre.

Da öffnete Frau Bang auch schon die Tür des Zimmers, und mit seltsam gepreßter Stimme, die ruhig bleiben sollte und die sich trotz aller Mühe kaum beherrschen ließ, rief sie den Bubem.

„Georg . . . so komme doch, schau, wer da ist. Herr Gerold und die kleine Sephi . . . Herr Gerold fragt, ob du mitkommen willst . . . hinaus . . . zu . . .“

Frau Bang brauchte nicht zu vollenden.

Herr Gerold stand nun neben ihr im Rahmen der Zimmertür, und neben ihm stand Sephi. In ihren Kinderhänden hielt sie mit zager Vorsicht einen frischen Kranz.

„Georg . . .“

Der aber rührte sich nicht. Er sah nur die Gestalt von Hansens Vater, ganz schwarz gekleidet, abgemagert und das Gesicht so seltsam bleich und eingefallen.

Da hob Herr Gerold seine Hand. Mit unsicheren Schritten trat Georg näher — jetzt griff er vor und hielt die Hand, die Georg in ihrem schwarzen Trauerhandschuh erschien, als litte sie, als wäre sie ein selbständiges, tiefunglückliches Wesen. Und wie er nun den zitternden Druck dieser Finger fühlte und in die müden, entzündeten Augen über sich sah, da konnte er sich länger nicht bezwingen. Wie wenn der Tod des Freundes ihn noch einmal trafe, so packte ihn nun, in dem Augenblicke, da er Herrn Gerold seit der Leichenfeier zum ersten Male wieder sah, die schmerzvolle Erinnerung. Er wußte nicht zu sagen, was es war, und es verband sich keine Vorstellung mit seinem Schmerz. Nur daß er weinen mußte, fühlte er. Und plötzlich machte er sich los und flüchtete sich aufschluchzend nach dem Sofa. Tief grub er dort sein Gesicht in die Hände.

Nun war es wieder still bis auf sein Schluchzen.

Natlos sah Frau Marie Bang auf ihren Bubem und dann auf ihre beiden Gäste.

„Mein Gott — der Bub — daß er's halt auch so gar nicht überwinden kann —“

Und dabei zerrte es ihr selbst um Mund und Kehle.

Herr Gerold nickte nur; er sprach kein Wort. Nur zu dem Bubem trat er hin und legte seine Hand auf dessen Kopf.

Schüchtern war nun auch Sephi herangetreten. Der Kranz, den sie noch immer sorgsam hielt, hemmte das Kind und machte seine Bewegungen zaghaft und unfrei. Nur mit der einen Hand konnte sie nach dem Arm des Freundes greifen, sie wollte, daß Georg sein Gesicht freigäbe, daß er aufhörte zu weinen. Und wie sie seinen Arm nicht lösen konnte und sein Schluchzen so ungemindert klang, da schob sie plötzlich die von Mitleid heißen Wangen ganz knapp an seine, da drängte sie ihm mit dem blonden Kinderköpfchen die Hände weg und küßte ihn auf die verweinten Augen.

„Georg — nicht weinen! — Schau, der Papa sagt, daß er jetzt im Himmel ist —!“

Und diese kleine, warme Stimme, die trösten wollte, klang selbst so rührend hilflos.

Da nahm sich Georg mit ganzer Kraft zusammen. Er trocknete die Tränen und wurde nach und nach auch ruhiger, daß ihn das Schluchzen nicht mehr stieß. Und als Herr Gerold ihn nach einer Weile leise fragte: „Willst du mit uns gehen — ihn besuchen?“ da nickte er nur stumm und machte sich in Eile fertig. Fast schämte er sich nun, daß er das Weinen früher nicht mit Gewalt bezwungen hatte.

Unten, wenige Schritte von dem Hause, nahm Herr Gerold einen Fiaker. In seinem ganzen Leben hatte Georg Bang noch nicht in einem solchen Wagen gesessen. Wie ein schöner, ferner Traum war es ihm früher oft geschienen, daß er in einem eleganten Wagen fahren könnte — nun, da er die Erfüllung dieses Traumes genoss, war ihm das Herz schwer zum Zerspringen. Aber er hielt tapfer aus.

Herr Gerold saß im Fond des Wagens an der rechten Seite. Links saß der kleine Bang und zwischen ihnen Sephi. Der Kranz lag auf dem Rückfuß vor den Augen der drei, die schweigend durch das helle Sonntagstreiben der Stadt hinaus zum Totenacker fuhren. Sie sprachen wenig. Hier und da warf Sephi ein paar Worte hin, wenn draußen auf der Straße ein Vorgang ihre Aufmerksamkeit fesselte. Wie scheues Vogelzwitschern war ihr Stimmchen, und es verstummte immer wieder, wenn es nur ein gar stilles, müdes Lächeln, ein Nicken, einen leisen Händedruck und höchstens ein paar zustimmende Worte von ihrem Vater als Antwort fand. Hand in Hand mit Georg saß sie da.

Herr Gerold aber schien versunken in träumerisches Denken. Die Augen sahen wie nach einem fernen Ziele, und bei der Schmerzlichkeit und Wehmut war's manchmal wie ein heller Schimmer in den zerquälten Zügen: gewiß — er fuhr ja nun hinaus zu seinem Buben, er sollte ihm ja nun wieder ein wenig nahe sein. — Manchmal auch, wenn ihm das Bewußtsein des Augenblickes sein Sinnen unterbrach, beugte er sich wohl vor und nestelte lieblosend an den Blumen des Kranzes oder er sah auf die beiden Kinder und versuchte zu lächeln. Einmal aber schob er auch seinen linken Arm hinter dem Rücken Sephis durch, griff Georg um die Schulter und zog die beiden so für einen Augenblick an sich.

„Wir drei,“ sagte er dabei nur, „nicht wahr, wir drei.“

So kamen sie hinaus vor den Zentralfriedhof. Der Wagen fuhr nun längs der fahlen vom Grün der Trauerweiden und der Silberpappeln überragten Mauer hin und hielt vor dem breiten Tore. Viele andere Wagen standen schon hier, auch viele solche, deren dunkle Pferde schwarz geschirrt waren und deren Kutscher Trauerkleidung trugen. Und drinnen, auf dem breiten Platz, wo man einst auch den kleinen Sarg Hans Gerolds von dem franzgeschmückten Wagen gehoben hatte, da hob man eben, trotz der frühen Stunde, einen anderen nach seiner letzten Fahrt zum letzten Gange nieder, da schluchzten andere Menschen in neuem Trennungsleid.

Still war Herr Gerold stehen geblieben, und die Kinder, die er nun zu beiden Seiten führte, hielten sich scheu bei ihm.

Nun trug man dort die Kränze von dem Wagen. Und wie die schwarz gefleideten, in ihrem Schmerz gebrochenen Gestalten in einem jener friedenvollen ernstesten Gänge verschwanden, die von Zypressen überschattet und von den weißen Steinen

ernster Totenmäler geleitet waren, da fuhr auch schon ein neuer Wagen durch das Tor. Er brachte wieder einen Menschen, der von den Tränen seiner Lieben hergeleitet, in dieses letzten Gartens Ruhe zog.

Da nickte Herr Gerold leise und führte die beiden Kinder mit sich fort. Und zu Georg sagte er im Geheh: „So löst einer den anderen ab. Kein Schmerz ist ewig — jeder findet Ruhe. Ist einer jung, so findet er die Ruhe hier. Denk daran, wenn du mich einmal auch so herausbegleitest.“

Mit trüben Augen, die ziellos in die dunkle Ferne der Gräberreihen sahen, lächelte er ein wenig zu den letzten Worten. Georg jedoch vermochte nichts zu sagen. Nur seine Finger griffen fester um Herrn Gerolds Hand, wie sie nun weiter nach dem kleinen Hügel schritten, auf dem das Gras nicht mehr gewachsen war und nur die Astern und die hellen Rosen blühten . . .

Als Heinrich Gerold und Sephi nach dieser stillen Fahrt zu Hansens Grab sich vor dem Tor des alten Hauses von Georg trennten, standen sie da noch ein paar Augenblicke still. Den Hut in Händen hielt sich der Bub zum Abschied bereit; aber Herr Gerold drückte ihm mit leiser Gewalt den schwarzen Filz wieder aufs Haar.

„Du bist immer viel zu artig, Georg — mit meines armen Hans einzigem Freund will ich nicht auf so gar höflichem Fuß verkehren.“

Er lächelte ein wenig, sah gültig in die großen Augen, die da mit stillem Fragen zu ihm aufschauten, und strich dem Buben nun über die Wange.

„Und meinst du nicht — wir wollen's machen, als sei Hans bei uns, so wie er ja auch heut' bei uns gewesen ist. Du kommst zu uns, so oft du magst, auch Sephi brauchst dich ja, und jetzt noch mehr als früher, denn ich bin ein recht schlechter Spielfamerad geworden in dieser Zeit . . . Willst du?“

Georg nickte nur und griff aufs neue nach dem Hute.

„Dann komm gleich heut' nachmittag, wenn deine liebe Mutter dir's erlaubt, und wenn sie mir nicht böse ist, daß ich dich ihr so für den ganzen Sonntag nehme. Sag' ihr, mir wär' es leichter, wenn ich den Freund von meinem Buben bei mir hätte. Und grüße sie mir sehr!“

So gingen sie dann auseinander.

Des Nachmittags jedoch war Georg Bang aufs neue in Herrn Gerolds Haus. —

Von da ab kam er wieder regelmäßig zu den Menschen, die er so tief verehrte und liebte, und immer fester wurde das Band, das ihn an Heinrich Gerold und an Sephi fesselte . . .

„Wir wollen's machen, als sei Hans bei uns.“

Das Wort, das Heinrich Gerold zu Georg vor dem Tore gesprochen hatte, klang leise nach an allen diesen Tagen, die der Bub bei dem Vater seines toten Freundes verbringen konnte.

Denn es war seltsam still geworden in Herrn Gerolds Haus. Leise spielten die beiden Kinder, mit gedämpften Stimmen sprachen sie miteinander, und immer wieder gingen ihre Blicke dabei zu Herrn Gerold hinüber, der an den Tagen, wenn Georg da war, sich beinahe ausschließlich mit den Kindern beschäftigte. Es war, als sollte dieser Mann den Schmerz, den ihm der Tod des Söhnchens verursacht hatte, gar nicht verwunden können.

Eine tiefe, träumerische Traurigkeit lag über ihm. In sie versenkte er sich, ohne ihr zu widerstehen, dem heimgegangenen Kinde galt ein Kult, den er in stiller, liebevoller Wehmut trieb. Auf seinem Schreibtisch standen immer frische Blumen bei dem Bilde Hansens. Ein anderes Porträt des Kindes hatte er sich vergrößern lassen. Es hing im breiten Trauerrahmen im Speisezimmer. Und es hing so, daß Herr Gerold es von seinem Platze aus gerade vor Augen hatte. Und nicht nur Hansens Bilder, auch viele Kleinigkeiten, die dem Kinde einst nahegestanden, die ihm lieb gewesen waren, mit denen es gespielt hatte, stellte er sich nun so vor Augen, daß sie ihn immer wieder an das Söhnchen mahnten.

Und wie gern sprach er nicht von ihm.

„Schau, Georg, hier in meinem Schreibtisch hab' ich seine Schulhefte. Willst du sie sehen? Wie nett er war, nicht ein Fleckel, und er war sonst doch so vergnügt und sorglos! Und da — schau! Kennst du das noch? Das ist die kleine Mundharmonika, auf der er sich die Melodien zu euren Schulliedern zusammengesucht hat. Erinnerst du dich noch? Ich hatt' einen Kameraden . . .“

Seltfam weiche Stimmungen kamen in solchen Stunden manchmal über ihn.

Er war allein mit Georg, die kleine Sephi war von der Mama ins Nebenzimmer geholt worden, denn eine Dame war dort zu Besuch. Und er saß verträumt sinnend auf dem Sofa und hielt die Hand des Buben, mit dem er früher von Hans gesprochen hatte und der nun da stand andächtig und bewegungslos. Dämmerung lag über dem Zimmer, und die senkte sich tiefer und hüllte die Dinge ringsum in ihre Schatten. Plötzlich regte sich Herr Gerold. Er zog Georg leise näher zu sich heran und schlang den Arm um ihn. Und so, während seine Augen weit hin ins Dunkle sahen, sprach er mit leiser und doch tief eindringlicher Stimme:

„Du hast deinen Vater kaum gekannt — du warst ein kleines Kind, wie er gestorben ist — du weißt kaum, was es heißt, zu jemand Vater sagen . . . Und ich, schau — mir ist mein Bub weggestorben . . . Mir kommt's jetzt vor, als seien wir zwei — du und ich — durch diese Fügung förmlich aufeinander hingewiesen. Georg — hörst du — ich will dir wie ein Vater sein — und wenn im Leben niemals etwas an dich kommt, daß du den Vater brauchst — so denk' daran . . .“ Er schwieg.

Georg bewegte die Lippen. Aber das Ja, das er sprechen wollte, kam nur als Hauch aus seinem Munde. Eine weichevolle Nührung hatte sein Knabenherz ergriffen, und ein Gefühl erfüllte ihn, als wäre er ein Mann und spräche einen heiligen Treueid.

Und tiefer sank die Dämmerung herein, während die beiden Menschen still in ihrem Fühlen schwelgten.

Erst als die kleine Sephi aus dem Nebenzimmer kam, „Mama läßt fragen, ob sie die Lampe schicken soll, oder ob du hinüberkommst mit Georg?“ verlogen diese Träume.

Georg aber war den ganzen Abend so stolz zumute, er fühlte sich so tief beglückt durch seines väterlichen Freundes Worte, daß er kaum Sinn für alles andere fand im Drang dieser Gefühle. —

Der Winter war hereingebrochen, früher denn in den jüngsten Jahren. Ganz plötzlich war er über Nacht gekommen und hatte heimlich und im Dunklen die ersten schlank aufschiefenden Eisblumen an die Fenster gemalt. Heimlich hatte er auch mit der kalten Hand über die Donauauen und die Wiesen vor der Stadt und über die Gärten hingestrichen, daß all ihr Grün unter der silberweißen Decke des ersten Frostes verschwand. Auch an die beiden alten Kastanien im Hofe des stillen Hauses hatte er gerührt in jener Nacht. Da waren die großen falben Blätter mit den bräunlich verfärbten Stielen wie tote Falter zu viel Tausenden hinabgesunken auf die Erde.

Und als Frau Bang des Morgens die weißen glitzernden Palmetten an den Scheiben und später dann die kahlen Zweige der Kastanien und drunter all die abgefallenen Blätter sah, da nickte sie nachdenklich mit dem Kopf. Nun war der Winter wieder da für sie und ihren Buben. Wie rasch die Zeit vergangen war! Wieder ein Jahr herum. Nun galt es bald, die Stuben tüchtig zu heizen, und für Georg, der in diesem letzten Jahre so schnell gewachsen war, mußte nun auch so manches neu beschafft werden. Nun kam die Zeit, in der sie wieder mit jedem Kreuzer ängstlich rechnen mußte, damit der kleine Haushalt nicht ins Schwanken käme.

Am Bette Georgs setzte sie sich einen Augenblick auf einen Stuhl. Sorgsam schob sie die Kleider ihres Buben, die da lagen, zurück, eh' sie sich niederließ. Nun sah sie auf ihn nieder, der da in stillem Schlummer noch in den Kissen ruhte.

Und plötzlich dachte sie: Nun kommt auch wieder diese böse Zeit, wo ihm das Aufstehen des Morgens so schwer wurde, wo sie sich selber kaum entschließen konnte, ihn schon so früh, wenn es kaum tagte, um halb Sieben, aufzuwecken, damit er rechtzeitig zur Schule kam. Sie dachte, wie sie oft, wenn es im Zimmer noch so frostig war und dunkel, daß sie die Lampe brennen mußte, mit sich gegeist hatte um einzelne Minuten, die sie dem Buben noch zum Schläfe gönnen wollte. Ein Kampf mit ihrem Mitleid war es stets gewesen, wenn sie ihn wecken mußte.

Und dieses Mitleid kam, wie sie nun auf ihn niederblickte, mit jähem Ausbruch über sie. Sie sah den kleinen, mageren Knabenkörper in diesem dünnen Nachthemden, die schmale Decke, der er schon entwuchs, und es ergriff die Frau der Schmerz des Lebens. Sie hätte weinen können, so war ihr zumute. Sie hätte ihren Kopf zu ihrem Georg da in die schmale Decke niederdrücken mögen; doch sie saß still und sah nur sternensträubig vor sich hin.

Was es nur war? Der Frost an ihren Scheiben, die kahlen Äste und die kleinen Sorgen?

Sie wiegte in müdem Lächeln den Kopf.

Vielleicht ein schwerer Traum, den sie vergessen hatte, und dessen Weh ihr noch im Herzen lag. Und wieder dachte sie: Nun ist der Winter wieder da — wie doch das Leben flieht — wieder ein Jahr vorbei!

Was hatte es gebracht? Sorge und Arbeit — und doch, mußte sie nicht zufrieden sein? Außer dem Tod des kleinen Gerold keine große Bitternis, nur kleines Leid sonst, kleine Sorgen, doch keinen heißen Schmerz und keinen herben Mangel. Fehlte ihr etwas? Suchend und zage ging ihr Blick durch den von Morgenlicht erhellten Raum. Es fröstelte sie. Und gleich, als wollte sie das ziellos suchende Gefühl aus ihrem Innern bannen, so strich sie sich über die Stirn. Dann griff sie leise nach des Buben Hand.

Nein, nein, das alles war ein törichtes Sichgehenlassen, ihr fehlte nichts.

Doch wie sie Georgs Finger nun zwischen ihren Händen zucken fühlte, da dachte sie voll heißer Inbrunst: Wenn nur für ihn das Leben reicher wird! Wenn nur der Bub nicht wehlt, eh' er geblüht hat!

Wie wenn sie betete, so war ihr nun zumute, und als sie niederblickte, sah sie, daß ihre Hände sich um Georgs Finger wie im Gebet gefaltet hatten. Da ward ihr freier, und sie machte leise ihre Rechte los, schlug über Stirn, Mund und Brust das Kreuz und beugte sich dann nieder zu ihrem Kinde.

Behutsam küßte sie ihn auf die Wange.

„Georg — 's ist Zeit — komm', du mußt aufsteh'n. Und schau, wie wunderschön die Blumen an den Fenstern sind! Freust du dich nicht? Jetzt gibt's bald neuen Schnee.“

Und munter ob der fröhlichen Verheißung begann für ihren Buben dieser Morgen. —

Als Georg an dem Tage nach der Schule auf die Straße trat, fand er Herrn Gerold vor dem Tor stehen. Seit Hans gestorben, war Herr Gerold nie mehr vor die Schule hingekommen. Nun winkte er Georg zu sich.

„Grüß Gott, mein Bub — ich hab' heut nach dir sehen wollen.“ Er sah den Jungen musternd an und nickte. „Heut' Nacht ist's kalt geworden — jag: ist das, was du da trägst, dein wärmstes Röckchen?“

Georg war rot geworden, erst aus Freude, den väterlichen Freund zu sehen, nun aus Verlegenheit. Er wußte nicht, was diese letzte Frage sollte.

Herr Gerold aber, der des Buben fragendem Blick die rechte Deutung gab, nahm Georg bei der Hand.

„Wir wollen deine liebe Mutter überraschen. Da unten ist ein Schneider, der mir für den armen Hans immer alles geliefert hat. Heut' soll er uns einen recht warmen Winterroft für meines armen Hans einzigen Freund ablassen!“

Wortlos schritt Georg neben Herrn Gerold.

Auch in dem schönen Kleiderladen, in den sie traten und wo dem Buben nun die Winterröcke anprobiert wurden, bis sich dann einer fand, der paßte, getraute er sich kaum zu reden.

Erst vor dem Tor des stillen Hauses fand er die Sprache. Er wollte seines Freundes Hand an seine Lippen ziehen; der aber wehrte sich, beugte den Kopf und küßte Georg auf den Mund.

„Du dummer Bub — was ich getan habe, das freut mich mehr als dich — denn meinen Hans hätte es auch gefreut. Und sag' der Mutter, sie soll mir nicht böse darum sein. Und noch was, Georg — hörst du — meiner lieben Frau, — vor der brauchst du ja nicht davon zu sprechen. Weißt du, — sie würde es vielleicht nicht so verstehen.“

Ein leiser Zug von Bitterkeit ging als verlegenes Lächeln über seine bleichen Züge. Noch einmal nickte er dem Buben zu, dann wandte er sich ab und schritt die Straße hin.

Als Weihnachten gekommen war, gab's wieder eine Überraschung für Georg Bang und seine Mutter.

Vormittags, um die Zeit, in der Georg in der Schule war und als Frau Bang sich in der Stube eben mühte, den kleinen Tannenbaum, den sie gekauft hatte, im Holzkreuz zu befestigen, daß er recht fest und sicher stand, kam das Dienstmädchen von Gerolds mit einem ganzen Korb voll Sachen und einem Brief an Frau Bang. Vorsichtig leerte das Mädchen den Inhalt des Korbes auf den Tisch. Da war Hans Gerolds Elektrifiziermaschine und das Mikroskop, die Käferammlung, Spambretter und Fangnetz. Auch Bücher waren da: Reisebeschreibungen und die Naturgeschichte.

Der Brief Herrn Gerolds aber lautete:

„Liebe Frau Bang, was ich Ihnen da für Ihren Georg — beinahe hätte ich geschrieben für unseren Georg — sende, sind Dinge, die einmal dem armen Hans gehörten. Georg, dem sie nun Freude machen sollen, wird sie in Ehren halten. Bauen Sie ihm die Sachen heute abend unter den Weihnachtsbaum. Ich hätte das gern selbst getan, aber ich fühl's, das ginge über meine Kraft; auch will ich heute draußen sein bei meinem Hans. — Aber morgen, am ersten Feiertage schicken Sie uns den Buben, und kommen Sie auch selbst ein Stündchen, um unseren Baum zu sehen. Inzwischen frohes Fest Ihnen und Ihrem lieben Georg, von Ihrem treu ergebenen

Heinrich Gerold.“

Lange schon war das Mädchen wieder fortgegangen, als Frau Bang mit still herunterhängenden Armen noch immer vor dem Tische mit seiner reichen Last von Dingen stand, die sie heut' alle ihrem Georg bescheren sollte. Vor ihren Augen ward das Bild wieder lebendig, wie sie an jenem Abend, da Georg am Geburtstag seines Freundes zum ersten Male bei Gerolds eingeladen war, den Buben holen kam. Wortlos in seinem Glück, mit heißen Wangen, hatte er sie damals zu jenem Tische hingezogen, der dieses selbe Knabenspielzeug trug.

Ob ihm die Dinge heute Freude bringen mochten?

Mit scheuen Fingern griff sie manches Stück heraus; vorsichtig stellte sie es wieder hin. Mein Gott — wie viel war das nicht alles, was Georg da bekam! Ein ganzer Laden voll — mehr als er je besessen hatte!

Und wie verschwand daneben das, was sie selbst ihm bescheren wollte! Was sie sich abgefragt hatte — die Handschuhe, Arawatten, „Das Buch vom Kaiser Joseph“ und das kleine Modellierpiel. Ob er die armen Sachen, die sie da für ihn mit so viel Freude eingekauft hatte, auch nur bemerken würde neben diesen schönen Dingen?!

Eine leise Bitterkeit kam, wie sie daran dachte, über sie, und beinahe ratlos stand sie all dem seltsamen Geräte gegenüber.

Erst nach einer Weile fand dann ihr Sinnen eine neue Richtung.

Wie gut das wieder ist von dem Herrn Gerold! dachte sie. Wie Georg ihm danken muß! Und daß er sich doch trennen konnte von diesen Stücken.

Da drang der Schlag der Pendeluhr hell aus der Küche über den Gang herüber. Frau Bang raffte sich auf. Gewiß, sie durfte nicht länger müßig bleiben; in einer halben Stunde kam ihr Bub nach Hause, und heute gab's noch viel zu tun.

Als Georg aus der Schule gekommen war, hatte er das Zimmer nicht mehr betreten dürfen. In der Küche, am weiß geschuerten Ahornische hatten die beiden ihr bescheidenes Mittagessen eingenommen, zu dessen Schluß es heute als Vorfeier des Festes ein paar Lebzelten gegeben hatte. Dann, während Georg beim warmen Herde Rüsse vergolden und die Wachskerzen an kleine Drahtspangen festnachen durfte, schmückte Frau Bang im Zimmer drin den Weihnachtsbaum und den Tisch mit den Geschenken für ihren Buben. Auch die kleinen Gaben, die sie Herrn Franz Schneeberger geben wollte, wenn er am Abend nach Hause kam, legte sie zurecht — die warmen, wollenen Wintersocken, den Teller voll mit Apfeln und Nüssen und die gestickte Brieftasche, die noch von ihrem seligen Manne rührte.

Frau Bang war selbst ganz heiß erregt, als sie die bunten Lichter an dem Bäumchen alle angezündet hatte und nun, da schon die Stube hell im Kerzenglanze strahlte, rasch in die Küche eilte, um Georg zu holen. Unruhig und drängend hatte sich der Bub schon während der letzten Stunde immer wieder rufend und klopfend im Vorzimmer vor der Tür der Stube gemeldet. Nur auf die wiederholten Ermahnungen war er schließlich in der Küche geblieben. Daß etwas ganz Besonderes im Werke war, wußte er schon. Frau Bang hatte es ihm verraten, daß auch Herr Gerold sich am Weihnachts-tische eingestellt hätte.

Mit erwartungsvollem Gesicht und glänzenden Augen stürmte er nun vor der Mutter her in die Stube, und wie geblendet stand er dann wenige Schritte vor der weißgedeckten Tafel, auf der die kleine Tanne leuchtend im Weihnachts-schmuck stand und alle die Geschenke lagen, die er bekommen sollte.

Sein Blick ging wie im Traume über den Tisch und über all die Dinge, die er trug.

„Mutter, das ist zuviel, das ist . . .“

Nun trat er näher. Seine Hände griffen vor. Sie saßten in leisem Zittern über die Geschenke. Über das Mikroskop und über die Elektrifiziermaschine —

Und seine Augen wurden dabei seltsam groß, ein Ziehen kam ihm um den Mund, ein Zucken.

„Mutter — das ist — das sind ja dem Hans seine Sachen —?!“

Frau Bang stand neben ihm und nickte. „Herr Gerold hat sie dir geschenkt — du sollst sie in Ehren halten. Freust du dich recht?“

Und während sie mit ihrer Linken dem Buben übers Haar strich und sich vorbeugte, um ihm ins Gesicht zu sehen, schob sie ihm mit der Rechten, die seltsam zitterte, das kleine Modellier-spiel und „Das Buch vom Kaiser Joseph“ zage näher.

Und Georg sah die Dinge, die er seiner Mutter dankte, und schlang ihr seine Arme um den Hals. Eng drückte er den Kopf an ihren. Sie fühlte, daß ihm ein paar Tränen über die Waden liefen und daß die Tränen des Buben nun auch ihre Wangen netzten.

Sie schwiegen beide und hielten sich so still umschlungen. Dann, als am Baume ein paar Tannennadeln, die einem Lichtlein wohl zu nahe standen, ein wenig knisterten und sprühten, drehte Frau Bang mit sanftem Drängen das Gesicht Georgs dem Baume und der Weihnachtsherrlichkeit aufs neue zu. Eng drückte sie den Buben an sich.

So saßen sie beide in stiller Andacht, wie die Kerzen sich gemach verzehrten und ihr Licht niedergossen auf die Geschenke alle auf dem Tische, auf die schlichten Gaben der Mutter und



Copyright 1901 by Ernst Hanfstaengl.

Singstunde im Kloster.
Gemälde von S. Raubach.

auf das Knabenpielzeug, das einstmals dem kleinen Hans gehörte, der nun so lange schon da draußen unter der weißen Decke schlief.

Das erste Kerzchen war erloschen. Zischend und prasselnd hatte es ein paar Nadeln des Zweiges angefennt, an dem es befestigt gewesen, dann war das kleine Flämmchen bläulich aufgelaftet und entschwunden. Nur der dünne Docht kohlte noch, und ein graues Rauchfähnlein ringelte sich mit leisem Duft von Wachs und Tannennadeln auf. Weihnachtsgeruch ging durch das Zimmer.

„Wie schön das ist!“ sagte Georg. Seine Stimme zitterte ein wenig, aber seine Augen waren wieder klar. „Du und Herr Gerold, ihr beide . . . und Sephi . . .“

Frau Marie Bang küßte den Buben auf die Stirn. Sie verstand ihn, wenn er auch nicht den letzten Satz zu Ende sprach. Sie wußte, es war seine Welt, der Inhalt seines jungen Lebens, der ihm in dieser stillen Weihfestunde auf die Lippen getreten war. —

Das Weihnachtsgeschenk, das Herr Gerold sich selbst geschenkt hatte, war ein Harmonium. Er hatte das Piano, das er bisher besessen hatte, mit einer Aufzahlung im Tausche dafür hingegeben. Als Georg am ersten Weihnachtsfeiertage zu ihm kam, hörte er schon im Vorzimmer die orgelartig tiefen Töne des Instrumentes, die sich zu schwermütigen Melodien fanden und die die Räume weihewoll durchfluteten.

Und dieses erste Instrument schien von da ab für des Herrn Gerold ungetrohenen Schmerz Ableitung und Beruhigung zu bieten. Er liebte es, und es schien Leben zu finden unter seinen Händen.

Oft, oft in der Dämmerstunde saß er nun davor und spielte. Wie wenn er Zwiesprache pflegte mit dem toten Söhnchen, war sein Spiel. Ein trauervolles, sehnend mildes Phantastieren, in dem der Schmerz zu heißer Sehnsucht wuchs, bis er sich still verfliegend, tränenmüde löste.

Die Dämmerung brach herein, es dunkelte. Man konnte die Gestalt auf ihrem hohen Stuhle nicht mehr erkennen.

Aber die Töne strömten durch das nächtliche Gemach, und was der Spieler nicht in Worte kleiden konnte, das gab er ihnen mit, das sagten sie und trugen es empor.

Auch die Kinderlieder alle, die Herr Gerold den Seinen auf dem Klavier gespielt hatte, spielte er nun auf dem Harmonium.

Mit wehmütiger Freude sah er auf die beiden, auf Georg Bang und auf die kleine Sephi, wenn sie dann Hand in Hand an seiner Seite standen und wenn die beiden jungen Stimmen sich zusammenfanden.

Weniger war Frau Gerold mit dem neuen Instrumente einverstanden.

„Es ist nicht gut für ihn,“ klagte sie wohl zu Georgs Mutter, wenn diese kam, den Buben abzuholen. „Er sollte sehen, sich von seiner Trauer zu befreien — so aber ist's ein immer tiefer sich Verbohren' in den Schmerz. Gewiß ist es ein furchtbarer Schlag, der uns getroffen hat — aber habe ich denn weniger darunter zu leiden als er? Weiß ich als Mutter nicht, was uns der Hans gewesen ist? Der arme Hans . . .“

Die schöne Frau drückte das feine Taschentuch ein paarmal an die Augen und schluckte.

„Mein Gott — aber darf man sich so gehen lassen? Stark ist mein Mann ja nie gewesen — aber, wie er jetzt aussieht, so schlecht hat er nie ausgesehen. Und wie das alles seinem Herzen schaden muß — der Arzt hat ihn von je vor Aufregungen gewarnt. Er sollte mehr ins Freie gehen, nicht immer wieder daran denken. Aber was ich auch rede, alles ist umsonst.“

Frau Bang seufzte und schwieg. Gewiß, die schöne Frau da vor ihr hatte recht: man sollte sich die Dinge nicht zu tief zu Herzen nehmen. Man sollte sich mit Kraft von

dem befreien, was einen zu der Erde niederzog. Man sollte . . . ja, wenn man es könnte!

Sie sah im Geist das müde Angesicht des armen Mannes. Wie bitter und verquält sah es nicht aus!

Doch da begann die schöne Frau vor ihr wieder zu sprechen:

„Auch der Herr Crispi — ein guter Freund von ihm, der manchmal zu uns kommt — Ihr Georg kennt ihn — auch der sagt, daß es so nicht weiter gehen könnte. Und der meint doch gewiß auch nur sein Bestes!“

Die Tür aus dem Nebenzimmer wurde aufgemacht, und mit den Kindern kam Herr Gerold herüber.

Er mochte die letzten Worte noch gehört haben, denn er sah fragend auf seine Frau. Und diese nahm den Blick mit leisem Erröten auf und wandte sich zu ihrem Manne.

„Ich sagte eben zu Frau Bang, daß du mehr für deine Gesundheit tun solltest — daß auch dein Freund gesagt hat . . .“

„Welcher Freund?“ Ein seltsames Klinkern lag in den Augen Heinrich Gerolds.

„Nun ja — dein Freund — der Herr Crispi —“

Jetzt lächelte Herr Gerold, ein ganz leises bitterträubes Lächeln.

„Das also ist mein Freund?“ sagte er dann.

Und über Georg, der an seiner Seite stand, zog es gleich einem Schauer hin. Er blickte zu Sephi hinüber. Wie hatte doch Herr Gerold einst zu ihr gesagt? — „Er ist ein Levantiner.“ Und den Buben ergriff es wie damals, da er, ohne es zu verstehen, das Wort zum ersten Male gehört hatte, wieder mit unabwiesbarer, geheimnisvoller Kraft.

Frau Gerold aber lachte kurz für einen Augenblick.

„Hm — du bist komisch!“ sagte sie dann nur. Und wie sie sich erhob, griff sie in jener steilen schönen Geste, die ihr eigen war, mit ihrer linken Hand empor und drückte sich mit ausgespreizten Fingern die Nadeln in dem Knoten des leuchtend blonden Haares fest.

Ein paar Herzschläge lang war es nun völlig still.

Frau Bang lag's wie ein Würgen um die Kehle. — Mein Gott — mein Gott — das auch noch! dachte sie. Sie wollte lächeln, tun, als hätte sie das nicht verstanden, was aus den Fragen da gesprochen hatte. Sie wollte zu ihm gehen und von anderen Dingen reden, aber sie brachte kein Wort hervor und wagte nicht, sich zu erheben.

Herr Gerold selber brach schließlich das Schweigen.

Er sprach mit stiller Stimme vor sich hin: „Ja es ist wahr, ich bin recht angegriffen, ich habe wenig Schlaf und bin ermattet. Im Frühjahr wird das alles vielleicht besser werden.“ Und dann kam er auf gleichgültige Dinge, so daß es Frau Marie Bang für einen Augenblick beinahe war, als hätte sie geträumt, sich eine Torheit eingebildet, wie ihr die Worte früher so hart ans Herz gegangen waren.

Dann aber, als sie mit dem Buben schweigend durch stille, winterliche Gassen nach Hause ging, und als ihr jenes Bild und jene Worte aufs neue in der Erinnerung lebendig wurden, da wußte sie, daß Heinrich Gerold auch noch an einem anderen Schmerze trug: an einem Zweifel.

„Mutter . . .“

Sie schreckte auf.

„Mutter — was ist ein Levantiner?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht jetzt — zu Hause, Georg.“ Dann aber, als sie eine Weile still gegangen waren, fragte sie selbst den Buben:

„Sag', Georg, kommt der Herr, von dem sie da gesprochen haben, öfter hin, ich meine, hast du ihn schon oft gesehen?“

„Ja, erst — und dann in der letzten Zeit.“

Sie schwiegen wieder beide.

Und Frau Marie Bang dachte im Gehe: Der arme Mann! Wenn er doch Klarheit fände! (Fortsetzung folgt.)

Frühlingssehnsucht.

Von ferne rief die Dommel übers Ried,
Ich lag allein am jungen Waldestrand,
Von blauen Veilchen tausendfach umblüht,
Der Himmel sang sein schönstes Farbenlied.
Dann war die große Lohr ausgebrannt.

Die Vögel klagten. Stärker floß der Duft
Der Blüten rings. Und aus den Wäldern kam
Ein Rauschen, das mich ganz gefangen nahm.
Voll süßer Schauer war die Abendluft,
Und meine Seele bebte wunderbar.

Da griff ich jauchzend in das kühle Grün
Und dehute mich in wundervoller Luft.
Den Himmel sah ich in Verheißung glühn,
Sah goldene Wolken durch den Äther ziehn,
Und heilige Sehnsucht füllte meine Brust.

Hans Bethge.

Humor und Erziehung.

Eine Plauderei von Otto Ernst.

Düstere Bestien hat Goethe die Deutschen genannt. Das ist hart; aber leider ist viel Wahres daran. Nicht, daß wir nicht ganz gerne lachten, o ja; aber nachher wollen wir's nicht wahr haben, daß wir gelacht haben; wir schämen uns des Lachens; wir haben nicht den Mut, uns zur Heiterkeit zu bekennen. Wenn wir im Theater einen übermütigen Schwank sehen, so lachen wir vielleicht so herzlich wie irgend eine andere Nation; aber schon in der Garderobe leugnen wir's ab und schimpfen. Wir brauchen ja den Schwank nicht künstlerisch wertvoll zu finden; aber daß wir Kritiker gesehen, er sei schon beim ersten Akte eingeschlafen, und es habe schwere Mühe gekostet, ihn am Schluß der Vorstellung wieder aufzuwecken. Das war eine allgemein menschliche Lüge; aber sie hatte ein deutsches Aroma. Nicht weil es uns an humoristischen Talenten, nein, weil es diesen Talenten an der hellen, freudigen, offenen Resonanz gefehlt hat, haben wir Deutschen eine verhältnismäßig arme humoristische Literatur. Wenn der Deutsche seine klassischen Lustspiele aufzählen soll, so braucht er zwei und einen halben Finger; er nennt „Minna von Barnhelm“, den „Zerbrochenen Krug“ und fügt dann mit einem Achselzucken hinzu: „Na ja, „Die Journalisten.““ Was heiter ist, das nimmt er nicht ernst.

Wie kämen ihm nun gar zwei Dinge zusammen wie „Erziehung“ und „Humor“! Die Erziehung ist ihm (gottlob!) eine sehr ernste Sache, darum meint er, sie nur mit ernstem Gesicht und ernster Gebärde betreiben zu dürfen, ja, diese erscheint ihm kaum auf einem anderen Gebiete so selbstverständlich und untrennbar vom Beruf wie hier. In der landläufigen Vorstellung vom deutschen Erzieher erscheint ein gewisser trockener, pedantischer, ja finsterner Ernst als ein ständiges Merkmal. Muß das so sein? O nein, das muß durchaus nicht sein!

Nun möcht' ich um alles nicht mißverstanden werden. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß es mit unseren Schulen, hohen wie niederen, sehr, sehr viel anders werden muß, und allem, was dem abscheulichen toten Gehirballast, dem kasernenmäßigen Drill, der Vergewaltigung des Individuums, dem Gemüts- und Gewissenszwang, der abstrakten Weltentfremdung unserer Schulen zu Leibe rückt, allem, was dahin strebt, aus der Lernschule eine Lebensschule zu machen, dem stimme ich nicht zu, nein, dem jauchze ich zu aus vollem, freudigem, aufatmendem Herzen. Meine Hamburger Freunde und ich wollen mit unserer Forderung der künstlerischen Erziehung nicht mehr und nicht weniger als eine Renaissance der Pädagogik in jenem Sinne. Aber ich verhehle mir nicht, daß es hier (wie überall und immer) Eraltados gibt, die bei ihrem Verlangen nach Heiterkeit und Freiheit das Maß aller Dinge vergessen. Man kann den Kindern nicht alles leicht

und angenehm machen, und man kann ihnen, da sie doch unvernünftige Wesen sind, nicht jeden Zwang ersparen und jede Freiheit gewähren. Ich habe des öfteren Kinder gesehen, die nach anarchistischem Prinzip erzogen waren; in modernen Künstler-, Schriftsteller- und Gelehrtenkreisen hat man Gelegenheit genug dazu. Ich kann nicht behaupten, daß ich auch nur in einem einzigen Falle von den Resultaten erbaut gewesen wäre; ich kann wenigstens nicht entzückt sein, wenn ein Töchterchen, das von seiner Mutter einen Auftrag erhält, dieser Mutter, einer gutherzigen und freundlichen Dame, antwortet: „Ach was, tu's doch selbst!“ — ich find' es abscheulich, wenn Eltern ihre Kinder tyrannisieren; aber ich vermag in dem Gegenteil keinen Fortschritt zu erblicken. Ich habe wahre Monstra von Ungezogenheit, Frechheit und allgemeiner Verdorbenheit in solchen Familien beobachtet; aber ich habe, was noch mehr sagen will, Theoretiker gefunden, die sich eine „vorrteilslose Erziehung“ verteidigten. Das sind die Philosophaster ohne Verantwortlichkeitsgefühl, die immer gefährlicher sind als die Reaktionen. Ja, es hat sich etwas von diesem falschen Freiheitsfinn der Allgemeinheit mitgeteilt, in Nordamerika beherrscht der jugendliche Rowdy die Straße, und es gibt bei uns sehr vernehmbare Anzeichen einer ähnlichen Entwicklung. Also dieses Maß und diese Art von Freiheit und Fröhlichkeit verherliche ich nicht.

Und man kann auch nicht jeden Unterrichtsstoff in Zuckerbrot und nicht jede Lehrstunde in eine Spielstunde verwandeln. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen lernt man seine Sprache ohne Grammatik und Vokabeln (wenn man sie nicht unter ganz gleichen Bedingungen lernt wie seine Muttersprache); zur Geschichte gehören Zahlen, zur Naturgeschichte ein System, und aller Wissenschaften und Künste Anfang ist schwer und ermüdend. Aber allerdings bin ich der Meinung, daß es an den wirklich unumgänglichen Schwierigkeiten und Lästigkeiten gerade genug ist für ein Kind, daß man alle Mühe und allen guten Willen dransetzen soll, jede unnütze Last den Schultern der Kinder abzunehmen, und daß in dieser Hinsicht noch viel, sehr viel zu tun übrig bleibt. Den Lobrednern des Bestehenden, die die frische Bewegung in unserer Pädagogik lahmlegen möchten und mit Eifer versichern, all diese neuen Forderungen seien entweder übertrieben oder längst erfüllt, sei von vielem nur das Wenige vorgehalten: Warum fordern unsere Prüfungsgesetze von jedem Schüler mathematische Leistungen, da doch jeder Einsichtige weiß, daß es absolut unmathematische Individuen gibt, und daß man ein ausgezeichnete Kopf sein und ein großer Mann, eine Zierde seines Volkes werden kann ohne alle Mathematik? Warum verlangen sie von allen ohne Unterschied, die die Universität beziehen wollen, fremdsprachliche Kenntnisse, da man doch ohne solche Kenntnisse ein durchaus gebildeter Mensch sein kann? (Für Böswärtige bemerke ich nebenbei, daß mir weder fremde Sprachen noch Mathematik jemals Schwierigkeiten bereitet

haben.) Ich nenne es Bergewaltigung, wenn man einem naturwissenschaftlichen Talent den Weg zur Hochschule verlegt, weil es den Cäsar nicht übersehen kann. Und solch eine Bergewaltigung, solch eine Dual setzt sich durch die ganze Zeit der Kindheit und des ersten Jünglingsalters fort! Natürlich ist Vielseitigkeit der Bildung ein schönes, erstrebenswertes Ziel; aber Vertiefung ist noch erstrebenswerter. Man ist viel gebildeter, wenn man seine Muttersprache gründlich kennt, als wenn man sieben Sprachen halb kennt. Und vor allem darf man nicht einem jungen Menschen die Examenpistole auf die Brust setzen und sagen: Mathematik oder das Leben! Daß man das immer noch tut, ist nur ein Beweis dafür, wie blind und stumpf unsere Pädagogik noch immer gegen die Leiden einer jungen Seele ist.

Also man kann die unregelmäßigen Verben nicht unmittelbar zu einem regelmäßigen Vergnügen machen; aber man kann unendlich viel dazu tun, ihre Behandlung zu einem Vergnügen zu machen, und da ist gewiß einer der mächtigsten und willigsten Helfer der Humor. Gleich wird mir einer einwenden: Wenn einem nun aber die Gabe des Humors nicht verliehen ist?! Ach, es bedarf ja nicht einmal des eigentlichen Humors, es bedarf nur der Heiterkeit, und heiter kann jeder Mensch sein, wenn nicht Krankheit oder anderes schweres Leid ihn bedrücken. Die Kinder sind ja mit so wenigem zufrieden, sie lachen ja so gern und leicht; ihr Leben ist ja noch ein Lachen, das man nicht ohne Not unterbrechen soll. Hier kommt es wahrhaftig nicht auf die Güte des „Witjes“ oder gar auf genialen Humor an; nur daß der Erfolg erzielt werde, darauf kommt's an; daß Heiterkeit die Klasse durchscheine, das ist das Ziel, aufs innigste zu wünschen; denn sie ist das Sonnenlicht, in dem alles gedeiht. Ein krause Nase oder dergleichen wird ja wohl jeder machen können, und eine krause Nase ist für Kinder schon ein wundervoller „Witz“. Freilich, wenn der Herr Magister glaubt, daß dergleichen seiner unwürdig sei, dann ist keine Hoffnung. Aber er möge versichert sein, daß er sich irrt.

Als ganz junger Lehrer hatte ich u. a. mit sieben- bis achtjährigen Knaben das Einmaleins zu traktieren. Wie jeder Fachmann weiß, ist das so eine Aufgabe, bei der man im verwegentesten Sinne mit „Reproduktion durch bloße Koexistenz der Vorstellungen“ rechnen muß, und die man nur durch lange, fortgesetzte Übung des mechanischen Gedächtnisses, sagen wir also ruhig: durch Pauken, lösen kann. Hier und da kann man wohl die Positionen des Einmaleins in kleine humoristische Geschichten einleiden, aber das bringt nicht vorwärts und kann darum nur sehr sparsam geschehen. 7×9 aber, das wird man zugeben, ist kein Wit, es läßt sich auch keiner daraus machen. So half ich denn den Kindern und mir — schon aus eigenem Heiterkeits- und Abwechslungsbedürfnis — über diese Stunden hinweg, indem ich eine Lustigkeit produzierte, die mit 7×9 nicht notwendig zusammenhängt; ich markierte komisches Entsetzen bei verkehrten Antworten, beispiellose Wonne bei richtigen, ich stellte meine Aufgaben mit allen erdenklichen Variationen in Ton und Tempo, ja, ich gestehe es ohne jede magisterliche Scham, ich machte in geeigneten Momenten Luftsprünge, Kapriolen und Grimassen. Die Folge war, daß meine Jungen anerkanntermaßen gut das Einmaleins lernten und mich und die Rechenstunden ohne Schauder herantommen sahen. Mit den notwendigen Abänderungen übte ich die gleiche Praxis bei den vorgerückteren Semestern; wo der Stoff keinen Anlaß zur Heiterkeit gab, wo er aber gleichwohl Heiterkeit vertrug, da trug ich so viel eigenen Frohsinn hinein, wie mir recht und möglich schien. Ich hab es immer wieder erfahren: nur ein einziges helles und allgemeines Lachen — und die ganze Stunde stand unter einem freundlichen Stern. Solch ein Lachen läuft wie ein frischer Quell, wie ein duftiger Wind- und Waldeshauch durch die Seelen. Heiterkeit ist zwar kein Lernen; aber es ist Disposition zum Lernen. Und Heiterkeit ist die Schwester des Vertrauens. Noch immer erscheint der Lehrer dem Kinde — ich will nicht das schlimmste Wort „als Feind“ gebrauchen — aber doch viel zu oft noch als Be-

dränger, als Antreiber, als finsterner Mahner, kurz, als eine Art Plagegeist; ein Gefühl der Spannung und des Gegen-satzes ist häufiger, als es die Natur der Individuen erfordert. Aber wer mit uns lacht, mit dem trinken wir aus einem Becher; wenn der Magister lacht, so sagt sich auch der zag-hafteste und verschlossenste Schüler: „Er ist ein Mensch“, und empfängt die Gaben des Lehrers nicht mehr wie Danaer-geschenke, die nur Angst und Mühen mit sich bringen. Die Schule ist zwar kein Variété und keine Lustspielbühne; aber ein Weinberg ist sie, der reichlich Sonne braucht und der bei mangelnder Sonne nur saure Früchte bringt.

Ja, ich bin überzeugt, daß es auch der sittlichen Erziehung zugute kommt, wenn das Kind empfindet, daß sein Erzieher Humor hat und Vergehungen des Übermut's, der Unbedachtsamkeit und des Leichtsinns nicht krimineller auffaßt als unbedingt nötig ist. Ich will an einem Beispiel zeigen, wie ich das meine: Ich habe das mit dem alttestamentlichen Richter Eli gemein, daß ich von Natur etwas zum Embonpoint neige, und als ich eines Tages auf dem Schulhofe zwischen den spielenden Kindern in meiner Leibesfülle auf und ab ging und ein Glas Milch zum Frühstück genoß, stürzte ein Neunjähriger mit allen Zeichen der Erregung auf mich zu und rief: „Herr Lehrer, Paul Lehmann hat eben gesagt: Der Dickfad trinkt noch Milch!“ Ich ließ mir Paul Lehmann kommen. Paul Lehmann nahte schlotternd und bleich; denn er kannte mich noch wenig. Aber bald genug mochte er meinem Gesicht anmerken, daß ich mich in meiner Ehre nicht getroffen fühlte; er machte wenigstens gar nicht erst den Versuch zu leugnen, und das war schon ein Gewinn. Wir stellten dann gemeinsam fest, wie ich wirklich hieße und daß ich keineswegs „Dickfad“ hieße, und dann zog er mit einem Lächeln der Beschämung ab. Dem Denunzianten erging es natürlich wesentlich schlechter; er wurde mit Satire behandelt und ging mit einem sehr geronnenen Lächeln von dannen. Paul Lehmann aber hat mir jene Gerichtsverhandlung nie vergessen, und als er später in meiner Klasse saß, benahm er sich, obwohl er sonst der beste Bruder nicht war, für seine Verhältnisse geradezu vornehm. Der Humor, oder sagen wir weniger anspruchsvoll: die Heiterkeit, der Frohsinn nehmen uns Erzieher und Eltern das Kurulische, das Kathedrale, das Katonisch-Zensurische, und das ist einer wahrhaft freien, nicht anarchischen Erziehung wohl nur von Nutzen. Der vorerwähnte Würde-Magister wird natürlich in den Bart murmeln: „Der Herr mag eine nette Disziplin in seiner Klasse gehabt haben.“ Nun, da er mich zur Ruhm-redigkeit zwingt, so will ich ihm erwidern, daß ich trotz alledem nach einwandfreiem Zeugnis sogar höhere Töchter in den Flegeljahren (auch höhere Töchter haben ihre Flegeljahre, wo sie zu Hyänen werden) gebändigt habe. Wer weiß, was das bedeutet, der wird es staunend würdigen.

Es kommt natürlich darauf an, daß Erzieher und Zög-ling ein Gefühl für die unsichtbare Grenze haben, daß die Fröhlichkeit nicht ins Lappische und Alberne, die Freiheit nicht in Zügellosigkeit übergehe. Imperium et libertas. Und das stille, selbstverständliche, heimliche Imperium ist stärker als das laute und scheinende. Ich will wieder an einem Beispiel zeigen, wie ich mir's denke. Mein kleinstes Töchterchen verehrt mich sehr, weil ich „immer so'n Zug mache“, und sie hat schon wiederholt erklärt: „Wenn ich zwanzig Jahr bin, geh' ich los und nehm' mir einen Mann, und der muß auch immer solchen Spaß machen wie Vater.“ Nun haben die kleinen Kinder eine Art von Berierreimen, an denen sie sich vergnügen; sie sagen z. B.:

„Gieb mir mal die Hand“

und wenn es der andere tut, sagen sie:

„Du bist ein Elefant“

oder:

„Magst du gern Kaffee?“

und wenn man ahnungslos „Ja“ sagt, fahren sie fort:

„Du bist ein Affe“,

ein Spiel, das wiederum zeigt, wie leicht Kinderhände gefüllt sind. Auch mit mir trieb eines Tages mein Töchterchen dies hinterlistige Spiel; sie erklärte mich für einen Elefanten, was ich mir, da der Elefant ein sympathisches und intelligentes Tier ist, gern gefallen ließ. Als ich dann die Frage nach dem Kaffee bejaht hatte, rief sie:

„Du bist — —“

aber weiter kam sie nicht; sie wurde über und über rot und verstummte. Sie hatte das Gefühl: „Affe“ geht zu weit, das kannst du ihm nicht zumuten. Ich hätte den Affen wahrscheinlich noch passieren lassen; aber sie fühlte: hier ist die Grenze. Solch' ein Gefühl für die Grenze, mein ich, muß erhalten bleiben, sonst lösen sich die Bande frommer Scheu.

Es gibt Leute, die da sagen: Selbst wenn man den Kindern ihr ganzes Dasein leicht und heiter gestalten könnte, dürfte man's doch nicht tun; denn man erzieht für das Leben, und das Leben ist ernst und schwer. Von diesem Einwand halte ich wenig oder nichts. Eine frohe Kindheit macht stärker fürs Leben als eine ernste. Die Freuden der Kindheit sind

ein erparter Schatz, der bis ans Lebensende Zinsen trägt, und zwar um so mehr Zinsen, je größer der Schatz ist. Es glaubt ja auch kein Kind an den Ernst des Lebens, bevor es ihn an sich selbst erfahren hat. Man darf es vielleicht überhaupt sagen; aber gewiß darf man's mit Rücksicht auf die Kinder sagen: Was sie gehabt haben, haben sie gehabt; was nachkommt, weiß niemand. Ich habe nach meiner körperlichen Veranlagung ziemlich viel Sinn für Gravität, für Feierlichkeit und Würde, und den Photographen mach' ich immer ein viel zu ernstes Gesicht; aber mir ist selten feierlicher zumute gewesen, als wenn ich mit meinen Zöglingen und Kindern Scherz und Possen getrieben habe.

Warum ich tanz' vor meinem Sohn und singe
Und wie ein Harlekin Grimassen schneide?
Dah' einst ein heimlich Lachen ihm gelinge,
Wenn er verlassen steht im Lebensleide . . .

Laßt mich nur tanzen und Grimassen schneiden,
Dah' er ein lächelndes Erinnern habe
Und meiner Liebe still sich noch erlaube,
Wenn ich verunkelt längst mit meinen Leiden.

Der Goetheplatz in der Villa Borghese.

Von Rudolf Müller-Rom.

Villa Borghese ist schon Jahrhunderte die Traumstätte der deutschen Romfahrer. Seit Winkelmann und Tischbein, Goethe, Carstens, Wilhelm von Humboldt, Overbeck und Cornelius, Wilhelm Müller, Ludwig Richter, Preller, König Ludwig I., Wilhelm von Kaulbach, Anselm Feuerbach, Arnold Böcklin hat kein Deutscher mehr ihre Eichenhaine durchwandelt, ohne in seinem Herzen jene Stimme verspürt zu haben, die ihm gebieterisch zuruft: Wanderer, siehe still, denn der Ort, den du betrittst, ist ein heiliges Land, der Garten der Olympier, in dem sie in seliger Ruhe aus dem Gold ihrer Seele unsterbliche Werke erschufen oder müde des Treibens der Welt auf dem blanken Spiegel des Sees dem Tempel zuführen, der „der lautesten Gottheit, welche die Schmerzen lindert“, gewidmet ist.

Mit ehrfürchtiger Scheu geht der Epigone ihren Spuren nach und freut sich, die Wege wandeln zu können, die sie einst gegangen, auf den Ruhebänken zu sitzen und ihren Werken nachzudenken, die hier entstanden sind, und darf sich glücklich schätzen, wenn sich zu ihm ein Führer gesellt, der mit beredtem Mund die Lieblingsplätze der Großen weiß. Wohl mag es viele geben, die über solchen Kultus die Köpfe schütteln, ihn als zu weit gehend von sich weisen und sagen, das Streben, allen Außerlichkeiten der großen Männer nachzuspüren, verleite dazu, daß man von der Betrachtung ihrer Werke, die doch eigentlich ihres Wesens Kern bilden, abgelenkt werde; darauf kann aber erwidert werden, daß alle die scheinbaren Außerlichkeiten eines großen Mannes doch auch seiner Wesenheit entspringen und wieder darauf zurückwirken und den Charakter zusammensetzen, aus dem sich seine Werke erklären. So tritt uns die Persönlichkeit näher, und in das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Großen mischen sich Vertraulichkeit und Liebe.

Und was ist natürlicher, als daß der Pilger in Rom nach Goethe fragt und wissen will, wie der in der Hauptstadt der Welt gelebt

hat, „der in römischer Größe neuen Schwung, in römischer Helle und Klarheit neuen inneren Einflang gewann, der bei seiner Ankunft in Italien wie neugeboren war und in Rom begonnen hat neu erzo-gen zu sein.“ Es ist in jeder Beziehung verdienstvoll, wenn es einen Führer gibt, dessen eifriger Forscherstun uns weist, an welchen Stellen der Olympier mit der göttlichen Muse Zwiegespräche hielt, wo denn die „Xphigenie“ nach Herman Grimms Ausspruch sich in Italien aus der jungen Tanne in eine Pinie verwandelte. Das Verdienst, diesen Platz der Nachwelt wieder in Erinnerung gebracht zu haben, gebührt Friedrich Noack, der den Italienern durch sein treffliches

„Römisches Skizzenbuch“ und seine Aufsätze und Forschungen über deutsches Leben in der Ewigen Stadt längst wohl-bekannt ist.

Bereits Tischbein, der in Rom von Goethe unzertrennlich war, erzählt in seinen Lebenserinnerungen, daß die Villa Borghese sein Lieblingsspaziergang war. Was war natürlich, als daß er als Goethes Mentor diesem sofort nach seiner Ankunft am 29. Oktober 1787 die Herrlichkeiten der Villa wies, die dieser seitdem mit oder ohne Freunde so oft

wie möglich aufsuchte, und wo er dichtete, zeichnete und seine Pflanzenstudien trieb.

Den Hauptbeweis dafür, daß Goethe seine „Xphigenie“ in der Villa Borghese vollendete, findet Noack in C. W. Moriz' „Reisen eines Deutschen in Italien“ 1786—1788, II. Teil, Seite 226 ff. Moriz schildert dort den Garten, erzählt, wie er zum Kasino Borghese kommt, und fährt fort: „Nun führt aber zur rechten Hand eine besondere Pforte erst in den eigentlichen künstlichen Garten der Villa . . . Lorbeerwälder, Zypressenhaine und schattige Alleen wechseln in diesem majestätischen Garten miteinander ab, und rauschende Fontänen laden in den einsamen Schatten zu süßem Schlummer ein . . . Auf einem Platze, wo man von einem halben Zirkel von Bäumen eingeschlossen wird, ist die Mauer des Gartens durchbrochen,



Der Goetheplatz.

und man blickt auf einmal mitten aus dem Überfluß von Kunst und mannigfaltiger Pracht in die öde, einsame Gegend, von welcher der Garten umgeben ist; dies macht einen äußerst romantischen Kontrast, und auf diesem Fleck hat Goethe seine „Iphigenie“ vollendet.“

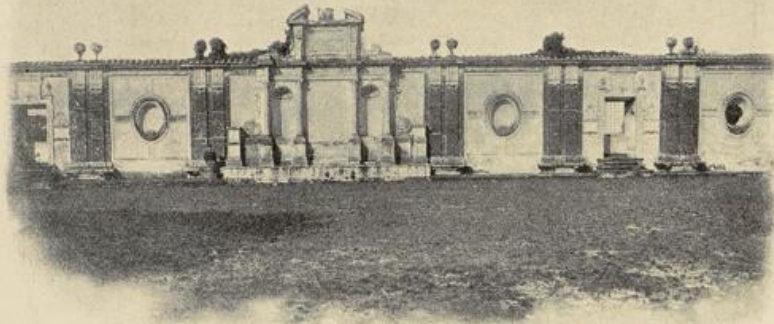
In der Tat ein herrlicher Platz; sein Laut der Welt dringt in diese Einsamkeit, dieselben Eichen, in deren Häuschen Goethe den Rhythmus seiner Verse fand, wölben noch heute über smaragdnen Rasen die schattigen Wipfel. Wie damals ragen hoch und gewaltig riesige Marmorarkadiden mit Fruchtkörben auf den Häuptern und ziehen sich im Halbkreise Steinbänke. Durch das Fenster einer mit Stuck beworfenen Mauer kam man in einer Nische sitzend „den äußerst romantischen Kontrast“ der Landschaft auch heute noch bewundern.

Was dem Plage heute genommen zu sein scheint, ist eine Fontäne, die ihre murrenden Wasser in die Höhe warf. Moriz darf in der Tat als klassische Quelle betrachtet werden, denn seine Ratschläge, die er später in der „Deutschen Verslehre“ niederlegte, hat Goethe, wie er selbst gestand, für die abschließende Gestaltung seiner „Iphigenie“ sehr in Anspruch genommen. Außerdem war Goethe Moriz in Rom persönlich außerordentlich nahegetreten. Als Moriz krank wurde, war es Goethe, der die Freunde veranlaßte, abwechselnd die Pflege des Kranken zu übernehmen, und Moriz teilt mit, daß Goethe eines Tages mit der vollendeten „Iphigenie“ an sein Bett kam, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Dichter dem Freunde erzählt hat, wo er arbeitete. Die „Iphigenie“ wurde Anfang Januar 1787 fertig. Am 13. Januar sandte er das Manuskript nach Weimar. Das Datum stimmt genau überein mit dem Ende von Moriz' Krankheit.

Goethe selbst erwähnt hiervon nichts, aber aus dem Dezemberbericht seines zweiten Romaufenthaltes geht hervor, daß er sich in der Villa Borghese häufig zu poetischer Arbeit eingefunden hat, und es ist auch möglich, daß er den „Egmont“ dort vollendete oder doch wenigstens in der Villa Borghese daran gearbeitet hat. Ebenso er-

mählt er die Villa Borghese als einen Lieblingsaufenthalt in einem Augustbriefe seines zweiten Romaufenthaltes, einer Zeit, in der er

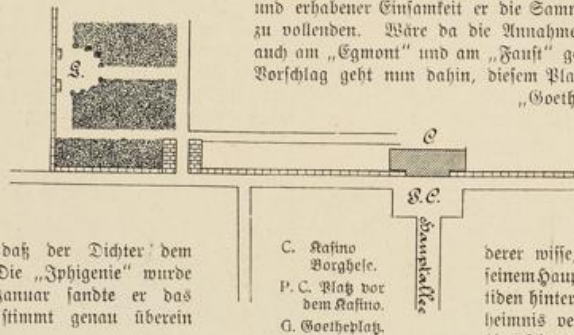
sehr oft mit Moriz abendliche Spaziergänge dorthin machte. In Harnads „Zur Nachgeschichte der italienischen Reise“ befindet sich der Brief Moriz' an Goethe, vom 7. Januar 1788, wo er von einem Spaziergange spricht, der ihn lebhaft an Goethe erinnert habe. Auch aus einer Äußerung Goethes über die Herzogin im „Faust“ geht hervor, daß Goethe in der Villa Borghese gedichtet hat. Goethe zeigte am 10. April 1829 Eckermann einen



Mauer mit Durchblicken.

Plan der Stadt Rom und wies ihm die merkwürdigsten Gebäude und Plätze. „Dies“, sagte er, „ist der Farnesische Garten.“ „War es nicht hier,“ sagte Eckermann, „wo Sie die Herzogin des „Faust“ geschrieben?“ — „Nein,“ sagte er, „das war im Garten Borghese.“

Nach alledem steht es unzweifelhaft fest, daß Goethe in der Villa Borghese an seinen hervorragendsten Dichtungen gearbeitet hat. Der halbrunde Platz in dem früher abgeschlossenen Garten hinter dem Kasino schien sein Lieblingsplatz gewesen zu sein, in dessen Ruhe und erhabener Einsamkeit er die Sammlung fand, seine „Iphigenie“ zu vollenden. Wäre da die Annahme so unberechtigt, daß er dort auch am „Egmont“ und am „Faust“ gearbeitet hat? Friedrich Roaks Vorschlag geht nun dahin, diesem Platz für ewige Zeiten den Namen „Goetheplatz“ zu geben, damit jeder



wisse, daß er eine heilige Stätte betritt, in der der größte aller Dichter ein- wurde mit dem Weben der großen Natur um ihn her, damit der Wanderer wisse, daß diese uralten Bäume über seinem Haupte gerauscht, und daß die Arkadiden hinter ihren stummen Lippen das Geheimnis verschließen, wie der Dichterkürst hier seine glücklichsten Stunden verlebte.

Die Benennung dieser Stelle mit dem Namen „Goetheplatz“ wäre für den Dichter ein zweites Denkmal in dem herrlichen Garten, nicht mächtig und prunkvoll wie das Eberleinsche, aber sinnig, eindrucksvoll, voller künstlerischer Schöne — ein Eichenhain mit steinernen Ruhebänken und dem Blick auf die Einsamkeit der Campagna.

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(15. Fortsetzung.)

Justizrat Bressentin geleitete seinen Klienten zunächst ins Zeugenzimmer zu Asta.

Der Aufenthalt in diesem engen Raum war für einen empfindsamen Menschen ganz schauerhaft. Da zu gleicher Zeit in demselben Stockwerk noch mehrere Verhandlungen stattfanden — im großen Schwurgerichtssaale ein Prozeß in einer Brandstiftungssache, in anderen Zimmern Sitzungen der Strafkammer — waren im Zeugenzimmer sämtliche Bänke, die sich an den Wänden entlang zogen, dicht besetzt. Bolternd sprechende Männer, aufgeregt gestikulierende Weiber erfüllten den Raum zwischen dem großen Mittelisch und den Bänken. Ein paar wahre Galgenphysiognomien befanden sich unter der Zeugenchar für die Verhandlung des Brandstiftungsprozesses. Die

aus besseren Gesellschaftskreisen stammenden Herren und Damen, die als Zeugen ihres Aufrufs gewärtig sein mußten, waren gezwungen, fast Schulter an Schulter mit diesen fragwürdigen Gestalten hier auszuhalten. Ein schwüler Brodem lag über der Versammlung.

Asta vermochte sich in dem Winkel am Fenster kaum zu rühren, die Abspannung ihrer Nerven durch das lange Warten, durch die Sensationen der verschiedenen Berichte, die von Zuschauern oder Zeugen aus den einzelnen Verhandlungen hereingetragen wurden, nicht zuletzt der physische Widerwille vor der Berührung mit den an ihr vorbeistreichenden, in aufgeregtem Gespräch, oft mit rohen Ausdrücken einander befehrenden Parteien — es wirkte alles derart zusammen, daß sie in

Tränen ausbrach, als sie jetzt endlich Gernots und seines Begleiters ansichtig ward.

„Es wird ja nicht mehr lange dauern, Frau Baronin, dann sind Sie erlöst,“ tröstete der Justizrat die junge Frau. „Ich werde dafür sorgen, daß Sie bis zu Ihrem Aufruf im Zimmer der Rechtsanwältin unterkommen. Es ist dort jetzt leerer geworden.“

Während Asta sich durch die Menge durchzwängte, um den Herren zu folgen, fühlte sie die dreist musternden Blicke der verschiedenen Gruppen auf sich. Eine zweifelhaft aussehende Person stieß ihre Nachbarin an. „Frau Baronin!“ wiederholte sie teils schadenstroh, teils spöttisch. Die andere stellte sich so breitspurig hin, daß Asta Mühe hatte, vorbeizukommen. „Ja, hier ist sich allens ehmal, Frau Baronin, gleiches Recht für alle, heißt's in Moabit, ob man nu Frau Baronin is oder Madame Schulze.“ Grobes Lachen im Umkreis stimmte ihr zu.

„Am besten, Sie benutzen die Pause,“ schlug Bressentin draußen vor, „um sich zu restaurieren. Wenn Sie gestatten, schließe ich mich an.“

Asta wollte nur möglichst rasch aus diesen Räumen hinaus ins Freie, um einen einzigen vollen Zug frischer Luft in die Lungen zu bekommen.

Auch Sirt von Soter, der soeben inmitten einer Gruppe von Sportsleuten herzutrat, die teils als Zuschauer, teils als Zeugen der Verhandlung beigewohnt hatten, ward von Gernot in höflich korrekter Form eingeladen, ins Restaurant mitzukommen. Der Kreis vergrößerte sich dann noch, denn auf der Treppe stieß Gernot auf Bekannte aus dem Reichstag. Sie hatten alle dasselbe Ziel: die dem Justizpalast gegenüberliegenden Weinstuben.

Gernot und der Justizrat vermieden es absichtlich, auf dem Wege dahin über den Prozeß zu sprechen. Als ein Trupp eine Einzelheit der Aussage Sirt von Soters berührte und eine Frage deshalb an Astas Vater richtete, mischte sich Bressentin sofort lächelnd ein: „Ich glaube, meine Herren, wir überschlagen diese Themen, schon aus Schonung für die Frau Baronin. Es ist für Damen eine Tortur, als Zeugen auftreten zu müssen.“ Die Mehrzahl hörte aus seinen Worten wohl noch mehr heraus: er hielt es juristisch nicht für korrekt, einzelne Teile der bis jetzt erlebigen Verhandlung in der Gegenwart von Zeugen durchzusprechen, die noch nicht vernommen waren.

Als sie auf der Straße standen, in einer Gruppe von etwa zehn Köpfen, erklärte Asta, es wäre ihr unmöglich, auch nur einen Bissen zu sich zu nehmen.

„Aber du ruinierst dich!“ hielt Gernot ihr vor.

Sie schüttelte sich in der Erinnerung an die Umgebung, unter der sie im Zeugenzimmer gelitten hatte. „Der Gefel vor diesen Menschen da droben — nein — ich kann nicht, ich kann nicht!“

Neugierig wurden sie auch hier gemustert.

„Es ist aber doch unmöglich, Asta, daß wir uns so lange auf der Straße herumtreiben,“ stellte Gernot vor.

Sie sah sich noch immer unschlüssig um. Dicht am Bürgersteig hielten ein paar Taximeter. „Dann laß uns eine Strecke spazieren fahren, essen kann ich nicht, in einen geschlossenen Raum will ich nicht!“ Sie winkte einem der Kutscher zu. Aber Gernot schüttelte unmutig den Kopf.

Bressentin stand dicht neben ihr. „Gnädigste Baronin, verzeihen Sie, wenn ich mich einmische, aber ich begreife sehr wohl, daß Ihr Herr Verlobter als erfahrener Jurist zögert. Man kann wirklich nicht vorsichtig genug sein. Jeder Schritt wird beobachtet. Am Ende heiße es hernach wieder, wie schon zu Beginn der Verhandlung, es hätte eine Aussprache über den Gang des Prozesses zwischen Ihnen stattgefunden. Vermeiden Sie's lieber. Ich rate dringend dazu.“

Sie war indessen schon in den vordersten Wagen eingestiegen. „Gut, gut,“ sagte sie, lebhaft abwinkend, „ich verstehe vollkommen. Ich brauche auch nur ein Viertelstündchen Luft und andere Bilder.“

„Aber etwas zu sich nehmen müssen Sie doch,“ sagte der Justizrat.

„Es kann noch stundenlang währen, Asta, du hast doch die Pflicht, dich für die Sache auf dem Posten zu erhalten.“

Auch Sirt von Soter, der einen äußerst jovialen Ton angenommen hatte, versuchte ihr Vorhaben auszureden. Sogar von den Halbfremden mengte sich einer ein: das Weinrestaurant drüben wäre ganz behaglich, man würde rasch und gut bedient, Zögern wäre aber nicht mehr angebracht, denn man hätte bis zur Wiedereröffnung der Sitzung nur noch fünfundsiebzig Minuten.

„Also hernach auf Wiedersehn!“ schloß Asta, sich erschöpft zurücklehnd.

„Asta —!“ rief Gernot noch einmal, ziemlich unwillig und dabei doch in bittendem Ton.

„Ich kann nicht anders!“ erklärte sie. Auf die Frage des Kutschers, wohin es gehen sollte, erwiderte sie: „Gleichgültig. Spazieren. Wohin Sie wollen. Nur ein paar Minuten!“

Die Herren grüßten, und der Wagen fuhr davon.

Asta kannte die Gegend nicht. Es waren breite, gleichmäßige Straßen mit hohen Mietskasernen. Eine der Straßen war als Boulevard angelegt, die Kastanien der Mittelpromenade waren aber erst kümmerlich entwickelt. Es herrschte ein verwirrend starker Verkehr. Dicht besetzte Straßenbahnen sausten vorüber, Omnibusse, Droschken, Geschäftsautomobile und besonders viel Lastwagen verursachten einen Hüllenlärm. Asta stummerte es vor Augen. Es ward ihr übel und weh. „Fahren Sie doch aus dem Lärm hinaus — in eine stillere Gegend!“ rief sie dem Kutscher ganz verzweifelt zu. Er lenkte in eine Seitenstraße ein. Die war aber nicht asphaltiert, sondern gepflastert. Das Gepolter war ihr unerträglich. „Halt — halten Sie!“ befahl sie endlich. Sie gab ihm ein Geldstück über die Tare hinaus und verließ den Wagen. „Ich wollt' Ihnen gerade nach'm kleinen Tiergarten fahren, Fraulein,“ erklärte der Kosselenter, „da vorne, wo de Beeme sind!“ Er wies mit der Peitsche nach ein paar im bunten Herbstlaub stehenden Kastanien. „Danke, danke,“ wehrte Asta ab. Sie sah sich kaum um.

Ein paar Minuten später gelangte sie auf einen als Triangel angelegten Platz mit gärtnerischem Schmuck. Es standen hier hohe, alte Bäume. Da und dort befand sich eine Bank. Asta blieb stehen und atmete auf. Wenigstens konnte sie hier ein paar Minuten ruhig verweilen — sich hinsetzen und Glieder und Sinne ausruhen — den Ekel überwinden, ihre Aufregung niederkämpfen . . .

Im Begriff, auf die nächste Bank zuzuschreiten, auf der sie noch einen freien Platz sah, zuckte sie plötzlich schreckhaft zusammen. Ein Herr hatte sich von der Bank erhoben und zog den Hut.

Sie erkannte ihn nicht. Unwillkürlich suchte sie ihn in Verbindung mit dem Paar zu bringen, das auf der Bank sitzen geblieben war. Die beiden jungen Leute dort befanden sich aber in so emtügen Gespräch — sie lasen zugleich in einem Brief — daß sie gar nicht aufblickten.

„O — Verzeihung,“ stieß sie aus, da sie sich entsam, daß sie den Gruß noch gar nicht erwidert hatte, „ich war so verwirrt . . .“

„Wschnewski!“ stellte sich der junge Herr vor.

Die Begegnung war für beide Teile peinlich. Asta konnte wohl begreifen: es mußte den Eindruck gemacht haben, als wäre sie absichtlich auf seinen Platz zugekommen, um mit ihm zu sprechen. Er wiederum verstand, daß sie über diese irrtümliche Auffassung erschrocken war.

„Sie erkannten mich nicht, weil ich in Zivil bin. Unser Schiff ist gestern in Kiel angekommen. Ich habe noch keinen Urlaub bekommen können, bin nur dienstfrei, muß aber noch diesen Abend zurück.“

„Sie sind der Verhandlung wegen . . .?“

„Zawohl, gnädige Frau. Ich hab' sie von Beginn an gehört. Ins Restaurant wollte ich jetzt in der Pause nicht, um nicht mit Bekannten . . .“ Er brach den Satz ab und

schloß dann mit einem Seufzer: „Ich bin ganz elend vor Aufregung.“

„Ich auch!“ gestand sie.

Ohne irgend eine Verabredung wandten sie sich nun von der Bank ab, denn das Paar dort hatte hastig, wie auf einer bösen Tat ertappt, den Brief weggesteckt und starrte sie mit ängstlichem Blick an. Wjshnewski hielt sich an Aftas Seite. Er war so zerstreut und befangen, daß er nicht einmal des kleinen Formfehlers gewahr wurde: er ging nämlich zu ihrer Rechten statt zu ihrer Linken.

„Ich hatte angenommen, ich würde Fräulein Sabine zu sehen bekommen,“ sagte er bedrückt, nachdem sie ein paar Schritt weit still nebeneinander hergegangen waren.

„Ich würde es Sabine nicht gewünscht haben. Das ist ja eine Folter. Dieses furchtbare — dieses entsetzliche Warten.“

„Es empfindet wohl niemand im ganzen Saal mehr mit als ich.“

Sie fühlte sich ganz schlapp und kraftlos. „Sprechen wir nicht davon — ich ertrage es nicht.“

Wieder legten sie eine Strecke Weges schweigend unter den Kastanien zurück. Es war hier nicht besonders belebt. Der eigentliche Verkehr der Passanten fand drüben auf den beiden Straßenseiten statt. Auf der breiten Promenade, die das spitze Dreieck der Parkanlage umzog, spazierte nur noch ein alter Herr, der von einem Leckel begleitet war. Auf einer der Bänke saßen zwei Kindernädchen, die schwapten und die Kinderwagen mit einer Hand unermüdlich hin und her rollten; auf einer anderen Bank hockten ein paar Männer im Arbeiteranzug, die die Köpfe tief hinabhängen ließen, als ob sie schliefen.

„Und da ich Sie getroffen habe, gnädige Frau, muß ich doch davon sprechen,“ stieß Wjshnewski aus. „Es hat mich die ganze Zeit über — auf dem Wasser da draußen im Dienst, in der Einsamkeit — so gequält, so gemartert . . . Ich hätte es wahrhaftig meinem schlimmsten Feind nicht gegönnt — das, was ich da im stillen durchgekämpft habe.“

Sie sagte mit gepreßter Stimme: „Ja — warum mußte das sein!“ Aber mit ihren Gedanken war sie gar nicht bei dem, was sie sagte. Wirre Bilder jagten sich vor ihren Sinnen.

„Gewiß ist dieser Tag gräßlich. Für uns alle. Aber wär's Ihnen denn möglich gewesen, so wie vorher weiterzuleben?“

„So wie vorher?“

„Hunderte, Tausende sollten das Recht haben, mit nichts-nutzigen Anspielungen, mit blinden Verdächtigungen das ganze Leben hindurch hinter einem herzuführen? Klarheit mußte doch endlich geschaffen werden. Das ist jetzt wie ein Gewittersturm, der all die dunkeln Wolken vor sich herjagt! Nach der Aussage von Bogladki hab' ich wie erlöst aufgeatmet!“

„Bogladki —“ Sie wiederholte den Namen tonlos. Ein Schauer lief wieder über sie hin. Die Gedankenbrücke führte sie zu den letzten Verhaltensmaßregeln, die ihr Vater ihr gegeben hatte. „Von nichts wissen — von gar nichts — Theo schweigt dann sicher auch!“ Sie war sich unter dem Druck dieser Vorstellung inmitten der Menge im Zeugenzimmer so erbärmlich vorgekommen, herabgewürdigt — geradezu unter's Paß gestoßen. Und in dieser Sekunde fiel ihr ein widerliches Begebnis aus dem Zeugenzimmer ein: das Augenblinzeln von zwei Weibern bei irgend einer in den Raum gelangten Nachricht. Die beiden hatten auf den Bänken einander gegenübergelesen und vor den übrigen Zeugen nicht zu erkennen gegeben, daß sie einander kannten. Sie hatte zufällig den Blick aufgefangen und war den zynisch listigen Ausdruck des Paares nicht mehr losgeworden. Quälend — niederdrückend und zugleich aufreißend — wirkte der stumme Vergleich, den sie jetzt innerlich anstellte, als der junge Seeoffizier an Bogladkis Aussage rührte: wodurch unterschieden sich die Abmachungen zwischen ihr und ihrem Vater von der heimlichen Post zwischen den beiden verbrecherischen Geschöpfen? „Ich will nichts hören

— ich will, ich will nicht!“ sagte sie in wachsender Erregung, die feucht gewordenen Finger krampfhaft ineinander schlingend. Und doch wieder spannte sie im stillen den Faden fort.

Daß die Stimmung für Theo die denkbar beste war, das hatte sie verschiedenen Reden entnommen, die im Gewirr der Menge auf den Korridoren gefallen waren. Bogladkis Aussage hatte Theo so ziemlich jeder Schuld entlastet.

Wenn er schwieg, waren sie alle gerettet!

Wjshnewski sah die Angst in ihren starr gewordenen Zügen. „Und seit einer ganz bestimmten Stunde, gnädige Frau, quäle ich mich doch mit dem brennenden Wunsch, nein der Mahnung, endlich einmal offen und frei zu Ihnen zu sprechen.“

„Seit welcher Stunde?“

„Seit dem Spazierritt damals — im Frühjahr — der so tragisch abgeschlossen hat.“

Sie sah ihn verwirrt fragend an.

„Weshalb haben Sie mich damals nicht darüber aufgeklärt, daß den Baron von Gamp überhaupt kein Vorwurf trifft?“

Eine Gefahr kroch an sie heran. Sie fühlte es zitternd. Gleich dieser Frage konnten drinnen im Gerichtssaal hundert an sie gerichtet werden. Und was sollte sie antworten? Das waren ja lauter Schlingen und Fallstricke.

„Denn bis jetzt war ich der festen Meinung, daß Sie selbst an seine Schuld geglaubt haben,“ fuhr Wjshnewski fort, sie mit seinen großen, klaren Augen voll ansehend.

Sie hielt den Blick nicht aus. Matt und hilflos suchte sie die Achsel. „Er hat mich verlassen — ich habe dann ja nie wieder Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen, zu sprechen — ach, ich . . . Die Wahrheit weiß ich heute doch selbst nicht.“ Erschöpft brach sie ab.

Wjshnewski war in plötzlichem Schreck zusammengefahren und mitten auf dem Wege stehen geblieben. „Gnädige Frau — Sie sagen, Sie haben ihn bis zum heutigen Tage nicht wieder gesehen? Aber das — das ist doch nicht die Wahrheit! Wollen Sie das etwa auch dem Richter gegenüber bekunden?“

„Nicht die Wahrheit? So?“ Sie preßte die Lippen zusammen und sah trotzig an ihm vorbei.

„Das weiß ich doch, gnädige Frau.“

„Warum examinieren Sie mich? Mit welchem Recht?“

Sie wollte es zornig und abweisend sagen — aber ihr Ton klang so unsicher und verzagt, daß sie darüber erschraf.

Vorhin, als ich den Gerichtssaal verließ, sah ich am Korridorfenster einen Herrn stehen, von dem meine Nachbarn sagten, es wäre der Baron von Gamp. Ich faßte ihn näher ins Auge — denn er kam mir bekannt vor. Und dann entsann ich mich, daß ich ihn schon früher einmal gesehen habe, erst vor wenigen Monaten.“

„So? Vor wenigen Monaten?“ Sie wiederholte es ganz mechanisch, unfähig, einen Gedanken zu fassen. Immer drohender, immer greifbarer stand die Gefahr vor ihr.

„Es war in Ihrem Hause, gnädige Frau. Er verließ Sie in dem Augenblick, als ich mir die Freiheit nahm, Sie Sabinens wegen aufzusuchen. Das geben Sie doch zu?“

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen. Sie schloß die Augen. Es war, als ob ein Taumel sie erfaßte. Sie tastete einmal ganz zwecklos in die Luft. Tief atmete sie auf. Die Augen zu öffnen wagte sie nicht. Sie fühlte, daß sie trotzdem völlig im Bann seines Blickes — seines mehr und mehr erschrocken, nein entsetzt forschenden Blickes stand. Eine namenlose Erregung hatte sich ihrer bemächtigt.

„Ja!“ stieß sie plötzlich aus. „Er war es. Ich habe ihn gesprochen.“

„Ich muß dann also annehmen, daß Sie mehr über die Vorgänge wissen, als Ihr Herr Vater vorhin vor dem Richter ausgesagt hat.“

„Ja!“ Mit einem gewissen Trotz sagte sie's — zugleich unter dem Zwang, sich wenigstens vor einem Menschen von der schweren Last endlich zu befreien.

„Warum haben Sie dann Gernot nicht längst ins Vertrauen gezogen?“

„Das war unmöglich. Ich hatte kein Recht.“
 „Die Wahrheit zu sagen?“
 „Wenn die Wahrheit einen Menschen, der einem nahe steht, zerschmettern müßte?“
 Mit starrem Blick sah er sie an. „Das ist ein Geständnis — und zugleich eine Anklage!“
 „Wie Sie's auffassen.“
 „Ein Betrug — ist also — doch geschehen?“
 Ihre Nerven hatten völlig nachgelassen. Sie war nicht mehr imstande, Ausflüchte zu suchen. „Die Verhandlung hat ja nichts Belastendes ergeben,“ sagte sie matt. „Und die Zeugen, die noch vernommen werden, können an dem Bild kaum mehr etwas ändern.“
 „Aber Gamp selbst? Und Sie?!“
 „Wir werden niemand anklagen, wir werden schweigen. Und damit ist die alte Schuld endlich verjährt.“
 Wychnewski war ganz fassungslos. „Und hernach? Könnten Sie die Lüge denn ewig mit sich herumschleppen?“
 „Es ist keine Lüge. Es ist eine Wohlthat — vielleicht ein Moses.“
 „Aber einmal muß es Gernot doch erfahren! Und Sie glauben, das könnte er Ihnen je vergeben? Und Sabine?!“
 „Sie werden beide verstehen lernen, in welcher Lage ich mich befinden habe, und werden verzeihen.“
 „Nie!“ rief Wychnewski außer sich, in rauhem Ton. „Denn das ist eine Rechtsbeugung, das ist ein Verbrechen!“
 Von der Postuhr, dem Parkplatz gegenüber, schlug es Drei. Asta war bei seinen letzten Worten jäh zusammengefahren. Nun sah sie sich wirr um, an die Zeit, an ihre Pflicht gemahnt.
 . . . Wieder fiel ihr die kurze stumme Szene ein, die sie im Zeugenzimmer beobachtet hatte. Es kroch wie Grauen und Ekel an ihr empor. Sie kam von der Vorstellung nicht frei, daß Wychnewski jetzt ebenso verächtlich auf sie herab sah wie sie auf die beiden Frauen, deren wortlose Verabredung sie in einen ganzen Abgrund der Verworfenheit hatte blicken lassen . . .
 Eine hitzige, aufwühlende Debatte folgte zwischen ihnen. Eins ergab sich für beide Teile, obwohl es zu keinem eigentlichen Abschluß kam: es waren zwei ganz verschiedene Anschauungswelten, in denen sie lebten.
 Vielleicht war es die frühe Gewöhnung an Schulden, an Ausreden und Ausflüchte, an Komödien aller Art im Hause ihres Vaters gewesen, was ihr Empfinden für eine so scharfe Forderung der Wahrheitspflicht abgestumpft hatte. Aber in

dieser Stunde sagte ihr's das Entsetzen des jungen Offiziers, daß es aus seiner Empfindungswelt keine Brücke zu der ihren gab.
 „Sie wollen mich nur ins Unglück jagen!“ stieß sie plötzlich aus, von steigender Angst getrieben. Und zugleich klang's wie Haß aus ihrem Ton.
 Er zuckte die Achsel. „Den Vorwurf verdiene ich wirklich nicht.“
 „Aber wenn der Zufall Sie jetzt selbst als Zeugen vor den Richter forderte: Sie würden alles sagen, alles?“
 „Der Eid würde mich doch binden.“
 „Und wenn Sie nicht vereidigt würden?“
 „Ich würde es sonst nicht mehr wagen, einem anderen Menschen ins Auge zu sehen.“
 „Kommen Sie. Kommen Sie gleich mit. Melden Sie sich zum Wort. Erleichtern Sie Ihr Gewissen. Denn nun sind Sie doch Mitwisser geworden. Nicht wahr?“
 Es lag der Spott der Verzweiflung in ihrem Ton. Wychnewski blieb stehen. Sie waren gerade am Ende des Platzes angelangt; die Verlängerung des Weges mündete in die Straße, in der der Justizpalast lag. Mit feinen ehrlichen Seemannsaugen blickte Wychnewski die junge Frau ruhig und ohne Vorwurf an.
 „Mein Weg führt mich jetzt natürlich nicht mehr zum Sitzungszimmer zurück. Wenn Sie's nicht selbst drängt, Ihr Gewissen zu erleichtern: Furcht vor mir soll Sie zu nichts zwingen.“
 Noch eine Sekunde lang standen sie einander gegenüber, Aug' in Aug', dann grüßte Wychnewski und wandte sich ab, die Richtung nach der entgegengesetzten Seite einschlagend.
 Asta war's, als erwachte sie aus schweren Träumen. Sie ging zögernd ein paar Schritte weit, dann blieb sie wieder stehen und sah dem jungen Offizier nach.
 Dabei fühlte sie, wie sich die brennende Röte der Scham über ihr Antlitz ergoß.
 Er hatte sie gedemütigt. So hatte noch nie ein Mann zu ihr gesprochen.
 War es nur die Furcht gewesen, die Nähe der Gefahr, die sie so kleinlaut und verzagt gemacht, die ihr jeden Versuch zum Widerspruch von den Lippen genommen hatte?
 Sie erkannte sich selbst nicht mehr.
 Und Erbarmen ergriff sie mit dem ihr fremden, hilflosen, gebrochenen Wesen, das da unsicheren Schrittes dem Justizpalast zupilgerte. (Fortsetzung folgt.)

Die Schöpfungstage.

Von Wilhelm Bölsche. — Mit Illustrationen von Heinrich Harder.

II.

„Es werde eine Feste . . .“
 Der erste schlichte Denkmensch sah die Natur nicht immer bloß im heiligen Frieden eines Morgens, da das erwachende Licht Meer und Himmel sondert. In furchtbaren Schrecken trat sie ihm auch entgegen. Zu seinem Strande kroch die Flut herauf, der Spiegel des Ozeans hob sich in geheimnisvollem Zuge. Meist verlor sich das ja wieder, Flut wechselte mit Ebbe, er gewöhnte sich daran. Aber schauerlich, wenn plötzlich diese Regel auch nicht standhielt, wenn die Springslut höher und höher kam, wenn der Wind hineinblies gegen das Land an, wenn der friedliche Fluß sich staute und die Uferdämme brach, wenn Sturmflut als schmutzige Welle die Wälder fortriß, die Wohnstätte auf dem Hügel umleckte, belagerte, Fuß um Fuß näher bedrohte. Und nicht genug an diesen von unten herandringenden Wassern. Nun stürzte prasselnd auch von oben, aus dem freien Himmel, das Wasser herab. Der schöne blaue Himmelsplan war plötzlich wie zerborsten, schwere graue und gewitter-

gelbe Wolken hingen wie quellende Wellenkämme heraus, und es waren wirklich Wasserkämme; in ungeheurem Sturzbach ging der Regen nieder, auch die Höhen, die die Sturmflut nicht verschlingen konnte, überschüttend, überschwemmend.
 In solcher Notstunde ist der Gedanke geschmiedet worden, der in dem Mythos noch so deutlich anklingt: daß des Menschen Dasein auf grüner wohnlicher Erdscholle nur ein Geschenk der Trennung und Bändigung der doppelten Wasser, der oberen und der unteren, sei — ein Geschenk auf Widerruf vielleicht, dem immerfort die Entsetzen der Sündflut drohten.
 Hier unten dehnte sich das blaue Meer. Sein in der Ruhe scheinbar so ebener schöner Spiegel war nur das mahnende Antlitz einer unergründlichen Tiefe voll Wasser, das jeden Augenblick in turmhohen Wellen ausbrechen, gegen das flache Land aufbegehren konnte. Dort oben lachte in guter Zeit der blaue Himmel. Auch sein Blau stammte in Wahrheit von Wassern. Auch dort war ein Meer, das immerfort dräute, herabbrechen konnte. Wehe dem Verlorenen, wenn diese beiden

Meere sich einten! Sein Leben war nur möglich auf dem zeitweisen oder dauernden Trennungsraum der beiden. Die Weltmacht, die sie auseinandergeschlagen, das eine Wasser unten auf einen gewissen Maximalstand gebannt, das andere oben wie mit einem Kiegel abgestützt hatte — sie hatte zum ersten Male dem Menschen seine engere Welt geschaffen. Wie in eine Taucherglocke hatte sie ihn gerettet, und erst diese Trennung war die eigentliche „Feste“, auf und in der er athmend wie gehend Fuß fassen konnte, leben konnte. Das Bild von der Taucherglocke wäre diesen Menschen noch nicht geläufig gewesen wie uns. Aber als Kiegel der von oben dräuenden Wolkenwasser dachten sie sich wirklich eine feste Glocke als das beste Mittel. Schon ihr Zeltdach hielt den Regen ab. Eine Glasglocke wie ihr Becher mußte es noch viel besser tun. Wie man den blauen Himmel durch dieses Bechers Wand sah, ohne daß das Glas dabei zu brechen brauchte, so mochte man durch die gläserne Himmelsglocke das obere blaue Meer sehen, ohne daß seine Welle uns dabei nehen konnte. Je stiller die See hier unten, desto blauer; je feister die Glocke dort oben ohne Bruch und Spalt, desto reiner der himmlische Azur. So ist das Weltbild der Babylonier entstanden, an das auch der biblische Bericht hier anknüpft.

Unser verfeinertes Verstehen von heute braucht allerdings auch diese naive greifbare Glasvorstellung nicht mehr. Wir wissen, wie das Spiel der Naturkräfte scheinbar schwebende Dinge im Schach und in der Balance zu halten weiß, auch ohne ein grobes Unterschieben von Kiegeln und Glasdächern. Wir wissen, daß mehr als 12 000 Kilometer senkrecht unter unseren Füßen unsere Antipoden auf der anderen Seite der Erdkugel aufrecht nach oben schwebend sich bewegen, ohne in den Weltenabgrund zu stürzen — und das, ohne daß eine Glasplatte auf ihren Köpfen oder eine Kette an ihrem Bein sie vor diesem schauerlichen Sturz bewahrt. Wir wissen, daß reine Kraftspannungen gewaltigere unsichtbare Mauern bauen können, als je irgend ein Kristall vermöchte. Wie die Kraft des Mondes über 51 000 Meilen hinweg in der Flut und Ebbe den Ozean schwellen und sinken läßt, so banen und zerstreuen die Kräfte in der Atmosphäre, die Wärmeverhältnisse und anderes den Wasserdampf nach oben und hemmen die Bildung der Wolke, aus der sich der Wolkenbruch verheerend stürzen könnte. Leichter, grazioser ist für uns die Hand der Natur geworden, die jenen Lebensraum der landbewohnenden, freiluftatmenden Wesen auf der Erdrinde immer wieder festet und hält; aber die alte Wirkung ist die gleiche, die „Feste“ als Erhaltungsprinzip ist verbürgt auch so: der für Lungen atembare, nicht dauernd mit Wasser versezte Luftraum zwischen Himmel und Meer, in den von unten das trodene Land ragt, und den nach oben unablässig waltende Naturkräfte schützen immerfort prasselnde Wolkenbrüche oder ein dauerndes Herabdringen der lebentötenden Weltraumfalte, die noch über diesen atmosphärischen Wassern herrscht. Von dieser Weltraumfalte, die als ein viel furchtbarer Angreifer auf den Menschen herabstürzen würde als alle Wolkenwasser, im Moment, da die Luftfeuchtigkeit selber und die „Feste“ dieses Luftmantels um die Erde verschwände, erzählt der biblische Bericht nichts. Er trägt darin deutlich den Charakter seiner Entstehung in einem feuchtwarmen Lande an der Stirn, einer Gegend, wo Plazregen und Überschwemmung gefährdeten, aber nicht erstarrender Frost. In den Kosmogonien der nordischen Völker ist dagegen das Kältechaos stets bedeutsamer als das Wasserchaos. Ein Eskimo, der diesen Mythos für sich umgedichtet hätte, würde schwerlich zugegeben haben, daß die Sonne als wärmendes Prinzip erst so spät hervortritt, erst nach dem Licht und der Bändigung der Wasser; ihm wäre die Wärme das Erste gewesen, die Wärme, die ein Stück bewohnbares Land aus der Eisdüste tauen ließ.

Doch unser am Wissen von heute geschulter Blick läßt sich abermals von den Symbolen der wunderschönen Dichtung hinaustragen zu unendlich erweiterter Schau. Die „Feste“ erscheint ihm da noch ganz wo anders, dort, wohin auch noch

kein Träumerauge des Dichters damals mit leisestem Wissen drang.

In den Abgrundtiefen des Raumes erscheint uns wieder jenes diffuse Licht, von dem wir sprachen. Es erscheint aber nicht als entstanden bloß durch das Zusammendrängen unzähliger an sich schon fest begrenzter heller Sternsonnen für das Auge bei unendlicher Entfernung, also so, wie die aus einem Sonnengewimmel gebildete Milchstraße für das unbewaffnete Auge zusammenschließt. Zwischen den Sonnenpunkten gewahrt das Fernrohr ganz deutlich wirkliche Nebelgebilde, oft von seltsam verschwimmendem Umriss, matt grünlich oder bläulich glimmende Wolken losen kosmischen Stoffs, der sich in Fegen und Wirbeln über unsaßbare Räume zwischen diesen Sternen regellos hinspinnt. Die Spektralanalyse erweist diese echten Nebelstecke als Ansammlungen von Gasen. Lange hat man geglaubt, auch sie stünden alle weit außerhalb unseres Fixsternsystems, wie es einige jener bloß perspektivisch verschwimmenden Sonnenhaufen wohl wirklich tun. Werden Systeme wie unseres sollten sie erst sein, Weltembrionen. Heute neigt man immer mehr dazu, daß sie doch noch innerhalb unseres engeren Sternverbandes schweben. Gleichwohl erscheinen sie auch so als ältere Teile dieses Verbandes, als Reste der ursprünglichen Materie, aus der diese Sterne sich erst allmählich geballt haben und noch weiter ballen. Wie Fegen noch unverbrauchten Materials lagern sie zwischen der festen Sternstickerie. Näher, als man jemals ahnte, scheint uns so das Werden dieses Sternorganismus in unserem System noch vor Augen. Hier und da sehen wir, wie diese lose Nebelmaterie gerade mitten im weiteren Verdichtungsprozeß begriffen ist. Hellere Leuchtunkte glühen aus dem vagen Schein, im Nebelsteck gestalten sich, lösen sich, kristallisieren gleichsam in einem Prozeß höherer Art wirkliche neue Sonnen.

Eine solche schwebende Gasmasse ist für unsere Vorstellung tatsächlich die allerursprünglichste Form einer „Feste“, die wir uns denken können. Den Raum durchheilen mit gewaltigen Geschwindigkeiten freie Gasmoleküle als das durch die Urkraft der Natur für uns zuerst stofflich Gegebene. Indem sie sich an gewissen Kreuzungsstellen aufstauen, größere Anhäufungen bilden, entsteht ein erster Gegensatz dieser Stoffwelt. Es entsteht eine stärker widerstrebende, alle Bahnen um sich her dauernd beeinflussende Masse, eine Gasinsel im losen Gasmeer. Man mag dieses zerstreute Gas auch direkt mit dem Ather gleichsetzen; dann hätten wir Atherinseln im Atherozean. Man muß aber völlig, wenn man von dieser ersten „Feste“ redet, sich noch losmachen von dem Begriff, den unser Wort „fest“ gibt. Eine solche Gaswolke ist unendlich viel feiner noch als unsere Luft. Wie eine Mauer stände vor ihr diese Luft, wie eine wahre Kristallglocke im Sinne des alten Bildes. Nur ein erster Gegensatz ist eben darin von etwas, das mehr Widerstand leistet als das Allerloseste. Und doch ist auch wieder der allererste Schritt darin zu allen späteren Gegensätzen, allen wirklichen „Festen“ dieser Welt bis zum härtesten Diamant.

Diese erste Verdichtungs wolke im unsichtbar ausgequollenen Weltengas hat noch keine Sonne, die ihr leuchtet, die sie wärmt. Alle Sonnen des Systems sollen ja erst aus ihr werden, als Punkte, als glühende Schneekristalle gleichsam in ihrem unsaßbar ungeheuer ausgestreckten Wolkenleibe. Trotzdem liegt über solcher ersten „Feste“ bereits ein vages Glimmen von Licht. Daß wir alle jene Reste von losen Nebelstücken zwischen den schon wirklich glühenden und leuchtenden Sonnen unseres heutigen Systems überhaupt noch sehen können, verdanken wir offenbar dieser dort noch immer fortdauernden Eigenschaft des Urnebels, irgendwie sich selbst zu erhellen. Man neigt heute wohl mit Recht nicht mehr zu der Meinung, daß es sich hier um ein wirkliches Glühen handeln könne. Es scheint vielmehr ein kaltes Phosphoreszieren zu sein. Bei außerordentlicher Verdünnung scheint bei allen Gasen ein Punkt einzutreten, wo sie zu phosphoreszieren beginnen. So glimmt wohl auch



Waldlandschaft aus der Steinkohlenzeit.

dieser kosmische Nebelhauch, dessen Gas trotz erster rauchartiger Ansammlung doch noch immer in unfassbarer Verdünnung kalt im eisigen Weltraum schwebt, nach diesem Gesetz in sich als blaues Phosphorwölkchen auf. Der Gedanke wird noch bedeutender, wenn man den Nebel bloß als eine erste Verdichtung des Äthers selbst faßt. Dieser Äther ist für unsere heutige physikalische Auffassung der Träger der Wellenbewegung, die als Licht empfunden wird. In diesem Sinne wäre das Licht aber auch aus ihm selbst hervorgegangen. Die Wellen, die heute über seine noch unverdichteten Teile laufen, wie über einen zitternden Teich, würden erzeugt von seinen eigenen Verdichtungscentren, durch diese Verdichtung selbst, die gleichsam den Schlag des Steines bildete, der einfallend in den Teich die Zitterkreise erregte.

Jedenfalls ist es, als tauche diese erste „Feste“ des Alls noch auf im bläulichen Dämmern eines mitgeborenen Urlichts, das gespenstisch über ihr phosphoresziert wie Radiumstäubchen in einem finsternen, kalten Keller. Erst indem solche ganzen Nebel oder einzelne Teile in ihnen sich allmählich viel stärker verdichten, sich immer mehr zusammenziehen, entsteht in ihrem Innern wirkliche Glut: es leuchten jetzt ernstlich weißglühende Sonnen in ihnen auf. Es ist das gleiche Prinzip, das noch heute unsere eigene Sonne trotz beständigen Wärmeverlustes an den eisigen Raum, in dem sie schwebt, ihre Glut regulieren und immer wieder erneuern läßt. Lange Kämpfe mögen dazwischen sich vollzogen haben. Nebelgebilde mögen sich gekreuzt, sich verschmolzen, sich zu wilden Spiralen auseinandergezerrt haben, Sonnen mögen ineinander gesunken sein. Aber zuletzt in diesem Gang der Aonen kommt ein Aonentag, da das alles sich irgendwie reinlich gelöst hat. Aufgesaugt ist für ein gewisses Weltengebiet fast die ganze Nebelmaterie, einfraktioniert in eine fest bestimmte Anzahl hell glänzender Sterne. Nach dem großen Gesetz des Daseinskampfes, der alles Unpassende ausmerzt zugunsten des Harmonischen, haben diese Sterne sich nur an den Stellen als feste Zentren erhalten, wo sie auch bei bewegter Bahn sich jetzt auf Aonen hinaus nicht treffen, nicht schneiden, nicht zerstören können. Aus einem an sich dunkeln Himmel, den selbst nur noch einfacher Äther ohne phosphoreszierende Nebelverdichtung erfüllt, leuchten in gewissen Abständen große und kleine Weltkugeln, nah als große Sonne, fern als lieblich glänzendes Sternengewimmel. Alle ergießen zunächst noch Wärme und eigenes helles Licht. Aufgehört aber haben alle wüsten Karambolagen. Wie in einem wunderbaren Reigen

„Schleicht sich heilig Stern an Stern.
Große Lichter, kleine Funken
Gleichen nah und glänzen fern.“

Eine neue „Feste“ ist damit ausgerichtet. Nicht mehr bloß die Feste der ersten Stoffwolke gegenüber dem losen Molekülflug, sondern die Feste des geregelten, auf ungeheure Dauer geficherten Systems. Die Gesetzmäßigkeit, die diese Lichtpunkte aneinander vorbei und umeinander her wandeln läßt, ohne daß sie sich zertrümmern, verkörpert sie. Jeder dieser mild schimmernden Sterne selbst aber erscheint jetzt wie eine Insel im gebändigten Doppelmeer der von oben und unten dräuenden chaotischen Gewalten. Tausend und tausend glitzernde Lichtpunkte steigen beständig über dem Horizont dieser Inseln auf: alle die anderen Sterne des Systems, sie steigen hoch, sinken ab, verschwinden wieder — aber keiner kann mehr wirklich heran. Auch sie hält keine Glasglobe fern. Aber das Gravitationsgesetz hält sie so, wie sie sich einmal geordnet, jetzt in eherner Balance, die im schwindelnd freien Raum stärker trägt, als eine Globe des festesten Stoffes nur je vermöchte.

Auf dieser Sternensinsel in der Hut der neuen großen Feste baut sich aber nun ein abermals Neues. Wir beschränken uns auf einen einzelnen Stern jetzt im großen Schwesterreigen, überzeugt doch, daß, was hier geschieht, auch anderswo geschehen mußte und geschehen wird. Von ihm aber wissen wir jedenfalls, daß es geschehen ist. Auf dieser Insel gründete sich — das Leben.

„Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut . . .“ Dem Chronisten des Bibelmuthus genügt auch dazu wieder, wenn er bloß trocknes Land und Meer geschieden hat. Wer dachte nicht an das schlichte, ewig wiederholte Naturbild: die Flut hat sich ebbend von Uferklippen zurückgezogen; da erscheinen plötzlich die Seetange und durchsichtig grünen Blätter des Meerjalats wie im Moment herausgezaubert auf der noch feuchten Fläche, wo vorher bloß unfruchtbare Wasser einformig auf und ab zu strudeln schienen. Aber unser Blick verweilt ja noch bei einem ganz anderen Gegenstand. Unsere Insel gleicht noch einem jener rot durch die Nacht glühenden Vulkan-eilande, die der Seefahrer mit Schrecken von fern sieht und weit umkreist. Wie ein einziger riesiger Vulkan in beständigem Ausbruch, ein Feuersee, unendlich größer als der berühmte Kilauwa von Hawaii, hängt die Erde im Äthermeer des Welt-raums. Karmoisinrote Fontänen glühenden Wasserstoffs wirft dieser kosmische Vulkan anfangs noch hoch empor. Glühende Metalldämpfe wogen über seinem weißglühenden Kern komprimierter Gase. Langsam, wieder in Aonen, brennt dieser stürmische Krater sich dann herunter bis zu einer Art wirklicher Lavaglut. Ein dichter blendend weißer Mantel heißen Wasserdampfes legt sich beständig schwer auf den brodelnden Kessel. Nur bisweilen zerreißt er, wenn eine neue Eruption der Innengase doch die Lavarinde noch einmal in Explosion hochwirft. Dann geraten die Dampfwolken ins Treiben, und aus ihrem Spalt äugt die fochende Lava als düsterer Fleck, wie ihn uns heute noch der Jupiter bisweilen zeigt.

Vor einigen Jahren stand ich einmal am äußersten Rande des Besuokraters. Aus der Tiefe des Höllenschlundes wälzte sich eine schwere Dampfmasse immerfort quellend und wirbelnd empor, um dann oben im blauen Himmel zu flatternden Fahnen zu zerreißen. Ein dumpfes Stampfen wie von einer rastlos arbeitenden Maschine erscholl dazu. Ruckweise wuchs es zu donnerndem Rollen an, gegen die untersten Wirbelballen des Dampfes glühte plötzlich ein magischer roter Widerschein, und mit jähem Knall spritzte eine Ladung Steine empor, um dann langsam kollernd an der inneren Abgrundwand wieder niederzurollen. Dabei enthüllte sich diese Wand, durch die abrießenden Massen vom Dampf für einen Augenblick gereinigt, in ihrer schaurigen Höllenpracht roter und gelber Bemalung durch Eisenchlorid. Mitten in diesem beängstigenden Schauspiel dämonischer Urgewalten aber erregte ein zierliches Bildchen mein Mitgefühl. Ein weißer Schmetterling hatte sich herauf verirrt und kämpfte jetzt vergebens wider den heulenden Luftwirbel an, der ihn bald hoch hinaufspie, bald wieder tiefer saugte, ein armes, bald zertetztes Schifflein in den Schrecken der Charybdis, das sich gleichwohl noch tapfer wehrte in diesem ungleichen Kampf zwischen roter Lava und beizendem, heißem Dampf.

Ist auf solcher Kontraststelle, wo sich eben erst Rotglut und warmer Wasserdampf in einer Feste sondern wollten, in jenen äonenfernen Tagen auch das erste Leben so aufgetaucht?

In dem, was wir Leben nennen, fließen zwei tiefste Quellen zusammen. Die eine, die das Wort „Empfindung“ am deutlichsten ausdrückt, werden wir uns überhaupt nicht eigentlich als „entstanden“ denken können auf irgend einem späteren Zeitpunkte der Naturentwicklung. Die Quelle des Empfindungsprinzips, des Geistigen im letzten Sinne, liegt mit schon in den Urquellen dieser Natur, es tauchte auf schon mit dem ersten Atom im Raum als eine Grundeigenschaft aller Weltsubstanz, die wir uns im Sinne Spinozas uranfänglich ihrem Wesen nach schon gegliedert denken müssen in die beiden elementaren Wesensmöglichkeiten des Empfindens und der Ausdehnung. Aber in dem, was wir nun wirklich und im engeren Begriff „Leben“ nennen, sehen wir diese Empfindung verknüpft zugleich mit einem höchst wunderbaren physikalischen Kunstwerk, das der Natur auf einer bestimmten Stufe gelungen ist: nämlich mit der organischen Zelle.

Aus solchen lebenden Zellen sind in unendlichem Wechsel, unendlicher Zahl alle Pflanzen, alle Tiere, ja der Mensch selber, aufgebaut; viele niedrigste Tiere und Pflanzen bestehen sogar

bloß aus einer einzigen Zelle, und sie genügt vollkommen für ihr ganzes Dasein. Aus der einfachen so belebten Zelle lassen sich alle höheren Lebensformen theoretisch noch heute herausrechnen wie ein großes Rechenerempel, und die geschichtliche Entwicklung hat sie zweifellos wirklich einmal so herausgerechnet auch in der Praxis. Alles, was der biblische Mythos hier fordert: Gras und Kraut, fruchtbare Bäume, Wassergetier und Gewögel, Gewürm und Vieh bis zu dem Wesen, in dem jenes uralte Geistprinzip der Welt endlich schauendes Geistesauge wurde, das sich selbst erkannte — es war im Wesen gegeben schon mit der ersten Existenz der Zelle. Diese lebendige Zelle ist nun auch, rein physikalisch angesehen, wirklich ein wunderbares Kunstwerk. Sie behauptet ihre Form, obwohl sie sich im Lebensprozeß selber beständig verzehrt, innerlich verbrennt gleichsam; aber eben aus diesem Verbrennungsprozeß schöpft sie die Kraft, sich neuen Stoff heranzuziehen, sich in eben dieser Form von innen heraus neu wieder aufzubauen. Wie ein Phönix steigt sie beständig im Stoffwechsel neu aus ihrer eigenen Asche. Und selbst wenn es ihr nicht mehr gelingt, diese ewige Selbstwiederherstellung ganz durchzuführen, wenn es mit der eigenen Reguliermaschine zu hapern anfängt, so ist sie doch imstande, andere ganz neue Zellen aus sich zu erzeugen, gleichsam neue Lebensflammen an sich zum Weiterbrennen anzuzünden, die fortbrennen, wenn sie selber auch endlich erlischt. Im letzteren Sinne ist die lebendige Zelle geradezu eine Art von kleinem Perpetuum mobile, das jetzt seit einer ungeheuren Kette von Jahrmillionen schon seine Glut immer weiter gegeben hat, das heute in uns an dem nie reißenden Faden der körperlichen Übertragung noch immer weiterbrennt, den die erste Zellengeneration schon angezündet hat.

Dieser Vergleich der physikalischen Seite der Zelle mit einer Flamme, der sich hier so zwanglos gibt, hat aber selbst eine sehr tiefe Bedeutung. Es besteht in der Tat eine höchst denkwürdige Wesensähnlichkeit zwischen der lebenden Zelle und der Flamme, die sich erhält, indem sie sich beständig selbst verzehrt und verbrennt, gerade so aber Wärmekraft auslöst, um sich selber wieder neuen Brennstoff zu schaffen, und die andere

Flammen durch ihre Nähe herauslockt, wo irgend der Stoff sich geeignet erweist. Geheimnisvolle Beziehungen aller Art deuten darauf hin, daß das Leben in dieser eigentümlichen Zellform mit dieser Selbstzerzeugung und Selbstregulierung und seinem nie verleugneten Anschluß an Wärme selber auch irgendwie ein Produkt des Feuers sei, daß es entstanden sei auf einem uralten chemisch physikalischen Spielraum, einer vorübergehenden, nie in der Folge wieder so gegebenen „Seite“ zwischen einem roten Ozean von glühender Lava und einem weißen Himmel aus heißem Wasserdampf. Pflüger hat darauf hingewiesen, wie die Chemie der Zelle abhängig sei von bestimmten Cyanverbindungen. Gerade sie aber konnten sich nur bilden unter ganz gewaltigen Hitzeegraden.

So wäre die lebendige Zelle in ihrer Urform als das wunderbarste Feinglas der Natur schon gebläsen worden in dem Hochofen jener Tage, als die Erde noch selber als blasser Stern leuchtete. Sie wäre gebläsen worden in noch reinem Erdenlicht, auf einer Erde, die von ewiger eigener Helle umgeben noch der fernen Sonne nicht bedurfte. Ein Lichtkind, Wärmekind, wäre das Leben doch erst später, als die alte Erde sich verdüsterte, ein Sonnenkind geworden, ein Pflegekind der Sonne, dem seine Mutter gestorben.

„... Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume.“ Die rote Lavaqlut ist verschwunden. Aus der schmelzenden blauen Welle ragt unter weißem Dunsthimmel ein flaches Land. Ein Strom kommt in hundert Adern zu breitem Delta zerteilt daraus herab. Da hebt sich von diesen Ufern ein neues zauberhaftes Bild. Die alte Glut ist sterbend eingegangen in ein letztes köstliches Ding, in dem die feine Flamme in den subtilsten Stoffwechsel verzaubert herrliche Gebilde, schöner als alle starren Kristallformen der Glut, erschafft: grüne Blätter, wie feinste Stickerie ausgestaltet zu kristallinisch schönen und doch mit ganz anderer Lebensbeweglichkeit und Zartheit ausgeführten Farnwedeln. Der Wald des Lebens. Zellen, zu Bäumen gehäuft. Noch ist es nicht unser Wald. Ein von Menschenaugen nie gesehener Märchenwald: der Steinkohlenwald.

Die Militärluftschiffer Börgen und Plep.

Eine furchtbare Ballonfahrt.

Von Reinhold Cronheim.

Es ist etwas Eigentümliches um den Heldenmut. Viele gibt es, vielleicht mehr als wir glauben, die aus Feigheit mutig sind. Sie fürchten im gegebenen Augenblick die üble Nachrede mehr als die augenblickliche Gefahr, und deswegen entschließen sie sich zu kühner Tat.

Laßt im Angesicht Tausender ein Haus in Flammen aufgehen, in dem sich ein hilfloser Mensch befindet — es wird immer ein Beherzter sein, der in das Flammenmeer dringt, um dem Verlorenen Rettung zu bringen. Stürzt an belebter StraÙe ein Mensch in die Wasserfluten, so wird sich jemand finden, der in das Wasser springt, um das eigene Leben für das des Ertrinkenden zu wagen. Und mit Recht wird man die Mutigen preisen. Aber man prüfe sich selbst, ob die Mutigen und Tapferen diese Tat wagen würden, wenn niemand sie sieht und wenn sie wissen, daß Rettung für sie selbst nicht in der Nähe ist. Mancher Held würde unter diesen Umständen zum Feigling werden, er würde sich als Memme erweisen.

Wer je in seinem Leben in der Lage war, an sich selbst zu beobachten, wie schwierig es ist, in wirklicher Lebensgefahr ein anständiges Gesicht zu machen und Haltung zu bewahren, der wird ohne weiteres zugeben, daß die wirklichen Helden viel dünner gefät sind als wir glauben. Und man wird dann auch die Erfahrung machen, daß oft genug unter dem schlichten Rock des Soldaten, unter der Wolljade des Schiffers, unter der Bluse des Arbeiters ein tapfereres, besonneneres,

mutigeres Herz schlägt als unter der getärkten Brust des Batisthemdes.

Da fuhren neulich zwei einfache Soldaten vom Luftschifferbataillon in Berlin mit dem Ballon „Ibis“ vom Übungsplatz in Zegel zu einer Übungsfahrt auf. Börgen und Plep heißen die beiden, der eine ist aus Königsberg, der andere stammt aus Köln, und beide sind Handwerker von Beruf. Zwei schlichte Jungen aus dem Volk, die sich in nichts von den Tausenden unterscheiden, die zugleich mit ihnen dem Vaterlande dienen. Und doch haben die beiden auf der denkwürdigen Ballonfahrt, die durch die Tagespresse bekannt wurde, sich als wirkliche Männer erwieisen, die in Not und Tod den Kopf oben behielten und mit zäher Energie das verteidigten, was ihnen nur noch übrig geblieben war — das nackte Leben.

Weit über die deutschen Lande waren sie im trüben Wolkenmeer dahingefahren, und dann kam die Nacht, die Nacht mit all ihren Schrecken zwischen Himmel und Erde. Man pflegt zu sagen, die Nacht ist keines Menschen Freund. Aber mögen wir auch nachts in rabenschwarzer Finsternis bei mildem Sturm in unbekanntem Walde irren, so wissen wir, daß schließlich die Sonne die Finsternis besiegen wird und daß bei Tageslicht die Möglichkeit bestehen wird, uns zurechtzufinden — aber bei orkanartigem Schneesturm zwischen Himmel und Erde schweben und wenn man dann urplötzlich die Gewißheit erhält, daß unten das tobende Meer heult, wenn der Ballon schwerer

und schwerer wird, wenn man den weißen Gischt sieht und der heulende Sturm höhnisch und triumphierend durch das Strickwerk des Ballons tobt — dann heißt es, eiserne Nerven haben, dann darf das Herz nicht schneller schlagen, denn eine einzige kopflose Handlung bringt sicheren Tod und sicheres Verderben.

Als die beiden Luftschiffer wußten, daß sie über der Ostsee kreuzten, und der Ballon immer tiefer sank, entfernten sie natürlich den Ballast. Aber das half nicht, sie kamen dem Wasserpiegel immer näher — das Klauschen der Wogen drang an ihr Ohr, und kaum ein Zwischenraum von dreißig Metern trennte sie von der brodelnden Hölle. Alles, was den Ballon beschweren und was irgendwie entbehrt werden konnte, mußte jetzt beseitigt werden, wollte man nicht in den Salzfluten elend ertrinken und darauf verzichten, das Vaterland und die Lieben je wiederzusehen.

Das zentnerschwere Schlepptau mußte geopfert werden. In dem Sturmesbrausen konnte man nur wenige Worte wechseln, man entschloß sich also schnell zur Tat. In Stücke zerschnitten, flog das Tau in das wilde Meer. Nun folgten die Verpackungen und der Deckplan des Korbes — aber auch das brachte nicht die ersehnte Rettung. Der Ballon wollte nicht steigen, aber die Hauptsache war, ruhiges Blut und kalten Mut zu bewahren. Was man am Leibe trug, er schwerte nur unnütz die Last — also weg mit Stiefeln, Strümpfen und Unterzeug, und wenn der eifige Wind auch bis ins Mark drang: es handelte sich um das Leben und um die Ausführung des gegebenen Dienstbefehls, mit dem Ballon nach Hause zurückzukehren. Selten hat die preußische Soldatendisziplin heldenhafteren Mannesmut gezeigt. „Schlapp werden“, angesichts der unvermeidlichen Lebensgefahr die Energie verlieren — der Gedanke kam den Braven nicht: ausharren und mit Umsicht und Kaltblütigkeit den letzten Schimmer der Rettung wahrnehmen — diese Idee beherrschte sie.

Sie saßen in dem schwankenden Korb, und trotz der Opfer, die sie bereits gebracht hatten, stieg der Ballon immer noch nicht. Die brandende See frohlockte bereits über ihre Beute, und der pfeifende Wind verspottete schon die fröstelnden Menschen. Diese aber gaben sich noch lange nicht verloren. Man saß in dem Korb, aber wozu braucht man den Korb, wenn der Ballon Ringe hat, an denen man sich anseilen kann! Nun die Seile durchgeschnitten, an denen der Korb hing, bis auf zwei, an denen man hinaufklettern konnte bis an das Netz. An zwei Seilen hing der Korb noch, schon befüllten ihn die Wogen, ein rascher Schnitt, und der nutzlose Korb wurde ein Spiel der wilden Wellen.

Ein rascher Schnitt, gewiß nicht mehr als das. Meßinstrumente und Karten mußten auch geopfert werden, aber gerade hierbei zeigte sich die Kaltblütigkeit des Führers des Ballons, des Luftschiffers Görgen — er ist inzwischen zum Gefreiten befördert worden — als wirklich beispiellos. Er wußte: wenn sich die beiden Kameraden retteten, so mußte er Rede und Antwort stehen, er mußte Auskunft geben können über

alles, was geschehen war. Und die Beweisstücke über die Höllenfahrt wollte er mitbringen, koste es, was es wolle. Jeder Ballon führt einen sogenannten Barographen mit. Es ist das ein Instrument, auf dem man nach Beendigung der Fahrt die verschiedenen Höhen, die der Ballon erreicht hat, feststellen kann. Das Instrument ist eine Art Uhrwerk und zeichnet selbsttätig auf einem Blatt Millimeterpapier, das auf einer drehenden Walze befestigt ist, genau die Kurve ab. Jeder andere vielleicht hätte den Meßapparat einfach ins Meer geworfen; Görgen aber besaß die Überlegung, in dunkler Nacht und selbst erstarrt im Nehring sitzend, den Streifen Papier aus dem Barographen an sich zu nehmen, bevor er das Instrument auf Nimmerwiedersehen in die Fluten versenkte.

Es bedarf nicht vieler Worte, um eine solche stählerne Entschlossenheit zu würdigen. Auch die ergebnisreichste Phantasie kann sich kaum eine Lage erdenken, die gefährlicher und entsetzlicher wäre als die, in der die beiden Soldaten in Sturmesnacht schwebten. Wer da noch an scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten denken kann und planmäßig zielbewusste Handlungen ausführt, der ist ein ganzer Kerl.

Nun aber der letzte und schwerste Augenblick! Alles hatte die gräßliche Lage gefordert, halb nacht, dem wütenden Schneesturm schutzlos preisgegeben, hingen die beiden Soldaten in ihrem schwankenden Halt. Vielleicht fühlten sie das Behen des Sturmes gar nicht mehr, vielleicht empfanden sie den stechenden Schmerz, den der eifige Schnee verursachte, gar nicht mehr, und wenn vielleicht auch ihre Hände bebten — ihr Herz zitterte erst in dem Augenblick, da sie sich von ihren Seitengewehren trennen mußten — für den Soldaten der schreckhafteste Entschluß. Aber wollten sie selbst heimkehren und Meldung machen von ihrer Schreckensfahrt, so standen sie vor dem Zwange, die ihnen zur Verteidigung des



D. Rörtler, Kellendörfer-Str. 1007.

Görgen.

Plep.

sich der Waffe zu entäußern, die ihnen zur Verteidigung des Vaterlandes anvertraut war.

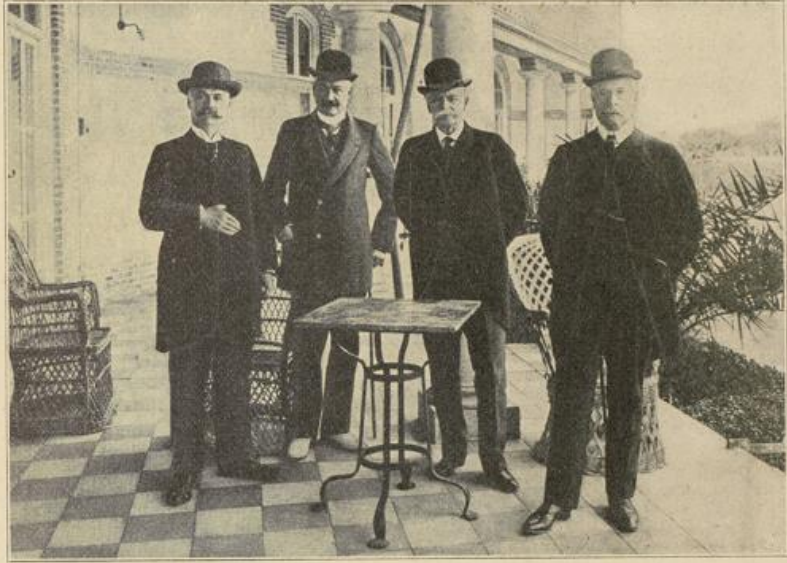
Es gibt einen aktiven und einen passiven Mut. Welcher von beiden höher gestellt zu werden verdient, mag hier unentschieden bleiben. Als die beiden hinweg waren über die schwarzen Fluten, die sich wie zum Angriff wild emporbäumten, da mag ihnen das Hundegebell wie himmlische Sphärenmusik erklingen sein, denn es bedeutete für sie blühendes Leben — „Atmen in rosigem Licht!“ — — —

Die beiden selbstvertrauenden Jungen vom Strand der Ostsee und vom grünen Rhein haben aber gezeigt, welche Fülle von Tatkraft, Mut und Entschlossenheit in unserem Volke liegt. Gottlob können wir glauben, daß sie nicht die einzigen sind, die in Stunden von Sturm und Gefahr wader die ihnen anvertrauten Posten verteidigen werden. Wir dürfen uns unserer rüstigen und wehrfähigen Jugend freuen, weil solche Einzeltaten zeigen, daß in ihr der alte germanische Wagemut weiterlebt. Und er lebt, blüht und gedeiht in allen Volksklassen gemeinsam, und in allerletzter Linie ist er schließlich auch das Band, das alle Volksgenossen im gegebenen Falle zu gemeinsamer Tat zusammenführt.

„Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt!“ Als das Beiblatt der Gartenlaube, die „Welt der Frau“, im vorigen Jahre unter dem Titel: „Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt“ ein neues Preisanschreiben erließ, wandte es sich an alle die Frauen und Mädchen eines großen Leiertreffes, die sich unerwartet der Not des Lebens gegenübergeben und den aufgezwungenen Daseinskampf mutig aufgenommen hatten, mit der Bitte, ihre Erfahrungen und Enttäuschungen, ihre Siege und Niederlagen zu Nutz und Frommen ihrer Schicksalsschwester niederzuschreiben und der Redaktion einzuhenden. Der Erfolg war überraschend. Briefe über Briefe ließen ein, aus allen Gesellschafts- freisen, allen Berufs- und Altersklassen, neben dem unver- embar den

erhebenden Erzählungen von Frauennot und Frauenstärke, das stetig ertönde: „Ach — hätt' ich doch!“ ... mit dem die meisten dieser Frauen und Mädchen beim hereinbruch des Unglücks klagend und an- klagend rückwärts schaueten. „Ach — hätt' ich doch — da ich noch jung und frei und gesund war, irgend etwas tüchtig, von Grund auf erlernt!“ „Vorbeugen!“ mahnt eine, die sich vom „Tippträulein“ zur Schriftstellerin emporgearbeitet hat. „Es ist Pflicht der Eltern, genau so wie ihre Söhne, auch ihre Töchter instand zu setzen, ihr Brot zu verdienen!“ Nicht auf außergewöhnliche Weise! Das ist eben das Bemerkenswerte an diesem Buche, daß es zeigt, wie immer noch, aller Emanzipation zum Trotz, in der Not Zuflucht genommen wird zu den

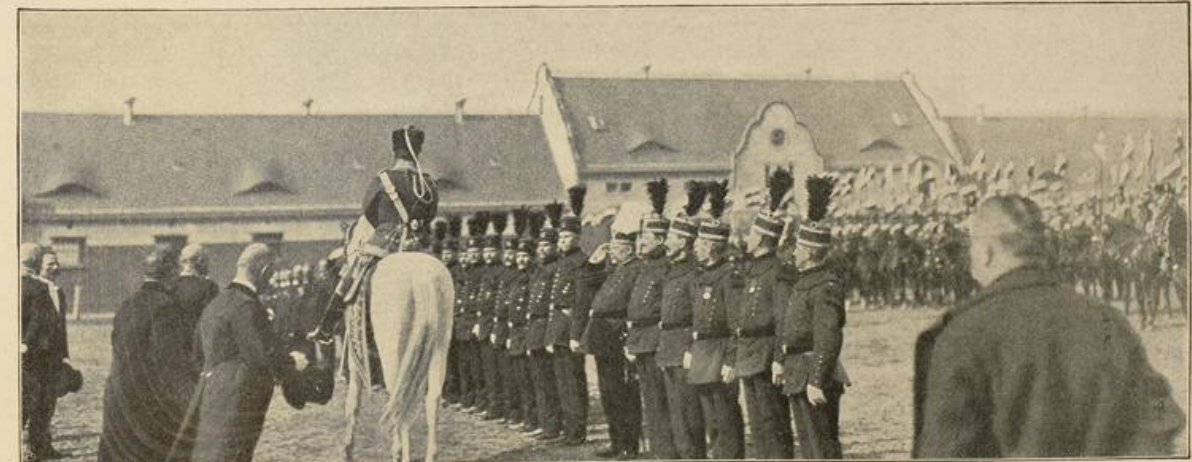
altergebrachten Frau- enberufen der Schnei- derin, Putzmacherin, Haushälterin, Erzie- herin und Pensions- inhaberin, und wie diese Berufe, richtig erfaßt und mit Fleiß und Eifer erfüllt, auch heute noch die Frau nähren, ihr Unabhän- gigkeit und Zufrieden- heit, ja becheidenen Wohlstand gewähren. Es wird dem Buche freilich geben, wie es allen anderen guten und eindringlichen er- gangen ist: ein jeder wird seine eigene An- wendung daraus ziehen, wird es der eigenen Tendenz dienst- bar machen und es als schlagenden Beweis für die Richtigkeit der von ihm verfolgten An- sichten hinstellen. Und all das wird dem Buche nichts schaden, denn es ist reich ge- nug, um allen etwas zu brin- gen, und es spricht von einer Not, die uns alle unläuert, die uns Mütter und Töchter jeden Tag selbst überfallen kann. Möchten wir lernen aus diesem schlichten und schönen Buche, uns vorzubereiten, so lange es Zeit ist, und unseren heranwachsenden Töchtern ein gründliches Wissen, eine tüchtige Aus- bildung und Hochachtung vor der ehrlichen Arbeit in jeder Gestalt als beste und kostbarste Mitgift mit auf den Weg zu geben. Sie werden dann „vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt“, ihre Pflicht mit gleichem Mut und gleicher Hingebung erfüllen, wie die füllten Heldinnen des Lebens, die dieses Buch mit ihrem Herzblut geschrieben haben.



Révoil, Graf Lattenbach, v. Radomilj, Regnauld.
Die deutschen und französischen Abgeordneten in Algieras.

ung, um allen etwas zu brin- gen, und es spricht von einer Not, die uns alle unläuert, die uns Mütter und Töchter jeden Tag selbst überfallen kann. Möchten wir lernen aus diesem schlichten und schönen Buche, uns vorzubereiten, so lange es Zeit ist, und unseren heranwachsenden Töchtern ein gründliches Wissen, eine tüchtige Aus- bildung und Hochachtung vor der ehrlichen Arbeit in jeder Gestalt als beste und kostbarste Mitgift mit auf den Weg zu geben. Sie werden dann „vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt“, ihre Pflicht mit gleichem Mut und gleicher Hingebung erfüllen, wie die füllten Heldinnen des Lebens, die dieses Buch mit ihrem Herzblut geschrieben haben.

Aus Algieras. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Die Ma- rittalotiferen, deren Arbeit so oft mit hängen zweifeln und Besürch-



Die deutschen Rettungsmannschaften von Courrières vor dem Kaiser in Krefeld.



Von der Lava bedrohte Weingarten.

tungen verfolgt worden ist, deren Ergebnis bis in die jüngste Zeit hinein recht zweifelhaft war, ist beendet, nachdem unter den interessierten Mächten eine prinzipielle Einigung erzielt und das Protokoll am 7. April unterzeichnet worden ist. Unser Bildchen vereinigt all die Namen, die in den letzten Wochen so oft genannt worden sind, die Persönlichkeiten, die so große Verantwortung trugen. Als wären sie zu harmlosem Klaudern zusammengelommen, sehen Névoil und Regnault, die Vertreter Frankreichs, dem Grafen Zattenbach und dem deutschen Delegierten Herrn von Radowits gegenüber.

Die deutschen Helfer von Courrières.

(Zu der unteren Abbildung auf der vorhergehenden Seite.) Wir haben unieren Leiern in Wort und Bild schon einmal von den wackeren weißrussischen Bergleuten erzählt, die, mit vorzüglichen Rettungsapparaten ausgestattet, in die raucherfüllten Schächte von Courrières eindringen und — wenn auch leider keine Lebenden, doch die Leichen der Bergunglückten zum Teil bergen konnten. Heute bringen wir sie noch einmal, im Festtagskleid, wie sie am 3. April in Kreisfeld vor unserem Kaiser standen, um dessen Dank und Anerkennung entgegenzunehmen. Bergmeister Engel verteilte die Auszeichnungen, die der Kaiser ihnen zugedacht hatte, unter die Mannschaften.

Der Ausbruch des Vesuv. (Zu den oberen Abbildungen und der nebenstehenden Karte.) Seit dem letzten großen Ausbruch vom 26. August 1872 hat der Vesuv nie völlig geschwiegen. Auch im Mai und September v. J. hat man wieder härtere Tätigkeit des grollenden Alten festgestellt. Glühende Lavaströme bedrohten die nähere Umgebung des feuerpeinenden Berges. Nun aber hat der Vesuv wieder einen großen Tag, ein schrecklich schönes Naturchauspiel, das Menschenleben, Menschenwert und Menschenglück erbarmungslos vernichtet hat. Am 4. April wurden die ersten drohenden Anzeichen beobachtet. Unterhalb des Nischenfelsens hatten



Wittgang am Rande der Lavamassen.

stürzten ein, und die prachtvollen Weingärten am Abhang des Vesuv wurden völlig zerstört. Die Bürger von Boscotrecase und Torre Annunziata hatten kaum Zeit, aus der Stadt zu flüchten. Kurz vor Torre Annunziata hat sich der Strom in zwei Arme geteilt, von denen der eine auf Torre Annunziata selbst, der andere auf Pompei zielt. Blutröt ist der Widerschein der glühenden Lavamassen am Himmel, das Meer ist widerregt, unterirdisches Gebrause ertönt. Ein ununterbrochener Feuerregen geht über Ottajano, dessen Kirchen einstürzten, Poggioreale und Somma nieder, die bereits ebenfalls von ihren Bewohnern geräumt sind. Und in dem nahen Neapel regnet es beständig Asche, die die ganze Stadt in einen grauen Schleier hüllt. Die durch die Feuchtigkeit der Luft und die heißen Wasserdämpfe in Schlamm verwandelten Aschenmassen lasten auf den Häusern der Stadt und haben am Vormittage des 10. April die große Gemüchelle zum Einsturz gebracht. Unter ihren Trümmern sind viele Menschen begraben worden.



Karte der Umgebung. Vom Ausbruch des Vesuv.